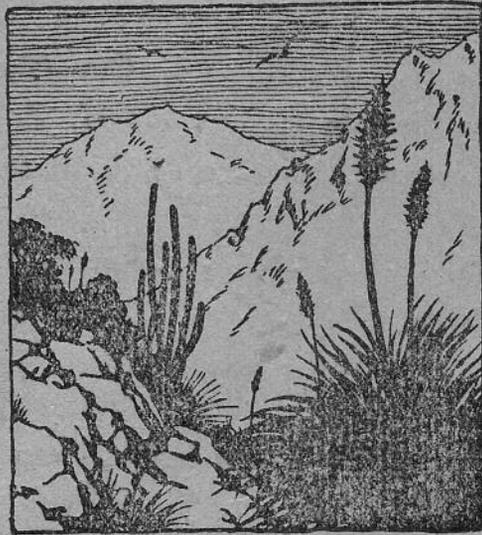


ANDINA

ZEITSCHRIFT · FÜR · NATURFREUNDE
UND · WANDERER



JAHRHEFT
1937

MITTEILUNGEN DES DEUTSCHEN
AUSFLUGVEREINS SANTIAGO/VALPARAISO
Sektion Chile des D. u. Oe. A. V.

Inhaltsverzeichnis.

	<u>Seite</u>
Zum Geleit	1
Der Morado. <i>Otto Pfenniger</i>	2
Der Potrero Grande <i>H. Rentzsch</i>	8
Die Erstbesteigung des Cerro Risopatrón . . . <i>Karl Walz</i>	12
Cerro Juncal. <i>F. Fikenscher</i>	19
Unsere Hütten	31
Winterbesteigung des Cerro Capitán <i>Gerd von Plate</i>	33
Erstüberquerung der Gloria-Fortunakette. . . . <i>Schulze, Berlin</i>	38
Der Kampf um die Anden-Pyramide. <i>Karl Walz</i>	42
Die Besteigung der Vulkane Shoshuenco und Mocho am Pirehuaico. . . <i>Dr. Heege</i>	48
Bemerkenswerte Besteigungen der Hochkordil- lere. <i>Sebastian Krüchel</i>	52
Die Guanacojagd oder die ergötzliche Geschichte einer Erstbesteigung . . . <i>Don Carlos</i>	53

NOTA.—La reproducción de las fotos de esta Revista sólo se permite con autorización expresa y por escrito de parte de los autores.

ANDINA

Zeitschrift für Naturfreunde und Wanderer

Herausgeber:

Deutscher Ausflugsverein, Santiago
Sektion Chile des D. u. Oe. Alpenvereins

Casilla 3481

Druck:

WALTER GNADT, Santiago, Av. Portugal 8



Jahrheft 1937

Zum Geleit

Unser Bruderverein in Valparaiso hatte jahrelang die „Andina“ in regelmässigen Zeitabschnitten veröffentlicht, bis das dann nicht mehr möglich war, und wir in Santiago im Jahr 1933 die „Andina“ als Jahrschrift herausbrachten.

Das grosse Geschehen in Deutschland rückte nun aber auch bei uns in Chile gebieterisch solche Veröffentlichungen in den Vordergrund, die vom Anbruch dieser neuen Zeit Kunde gaben, so dass es nichts schiedete, wenn andere Zeitschriften vorübergehend etwas zurückstanden.

Wenn sich also unsere liebe alte Andina einem Dornröschenschlächten hingegeben hat, so darf das nicht so ausgelegt werden, als ob wir alle mitgeschlafen hätten. Im Gegenteil! Wir haben Berge bestiegen, Hütten gebaut, Ski fahren gelernt und gelehrt, fotografiert und neue Pflanzen gesucht, und durch Vorträge die Freude an all dem wachgehalten.

Davon soll unser vorliegendes Heft Zeugnis ablegen. Es haben dabei mitgeholfen Bergkameraden aus Santiago und Valparaiso und ihre Wiegen standen recht weit auseinander: in Deutschland und Chile, in der Schweiz und in Oesterreich, sogar im (heutigen) Italien. Aber unser Wunsch war derselbe: Euch durch Wort und Bild teilhaben zu lassen an der Schönheit und der Freude, die wir in unvergesslichen Stunden in der Kordillere erlebt haben.

Freut Euch also mit uns!

K. W.

Der Morado

VON OTTO PFENNIGER

Zahllose Häupter erheben sich im gewaltigen Gebiet der Kordillere Zentralchiles. Eisgepanzerte Kolosse der Grenzkette, daneben fast nur aus Geröll aufgebaute Sechstausender, deren Höhe allein schon dem Menschen aus unseren Alpen einen Ehrfurchtsschauer einjagt, bestiegene und jungfräuliche, namenlose und wissenschaftlich vermessene, sogar zwischen den chilenischen und den argentinischen Karten vertauschte Berge, eröffnen dem Bergsteiger ein unendliches Betätigungsfeld. Dass da ein einzelner Berg das Interesse der Bergsteigerschaft Chiles während etlicher Jahre gefangen nehmen konnte, ist eigentlich verwunderlich. Wohl ist der 5060 m hohe Morado mit seinem imposanten Südabsturz und den wüst zerrissenen Hängegletschern ein Ziel, das jeden Alpinisten anzieht, besonders da die Kordillere an markanten Gebirgsformationen arm ist; das allein aber erklärt nicht die vielen Besteigungsversuche. Es ist vielmehr der bergsteigerische Kampfgeist, der am Morado zum Ausdruck gekommen ist. Kaum ein anderer Berg in unserer Kordillere kann sich einer Besteigungsgeschichte rühmen, in dem Sinne, dass verschiedene Parteien gleichzeitig oder auch in grösseren Zeitabständen um seine Erstbesteigung gekämpft hätten. Die Erstbesteiger der höchsten Kolosse der Anden konnten als einzige Prätendenten ungestört ihr Werk vollbringen, ob es nun mit allen Mitteln ausgerüstete europäische Expeditionen oder hiesige Bergsteiger gewesen sind.

Am Morado war es anders, sei es nun, weil das Moradomassiv ziemlich leicht erreichbar ist — man rechnet mit 4 Tagen, während in der Grenzkette meist 1—2 Wochen nötig sind — sei es die Anziehungskraft seines wuchtig-stolzen Aufbaus, oder der Umstand, dass unsere erste Alpenvereinshütte in Lo Valdes in seinem Anblicke erstand (allerdings erst 6 Jahre nach dem ersten Versuch), Tatsache ist, dass während 7 Jahren eine Partie nach der andern auszog, um seinen Gipfel zu besiegen. Und immer wieder kehrten sie geschlagen zurück: Mit jedem Fehlschlag wuchs das Interesse und die Zahl der Eroberungslustigen. Das lehrt uns auch die Ersteigungsgeschichte der Alpen, warum sollte es hier wenigstens an einem Berg nicht auch so sein?

Zuerst eine kurze Orientierung über die Lage: Das Moradomassiv erhebt sich aus dem Gebirgszug, welcher sich in SW/NO-Rich-

tung, östlich des Rio Yeso erstreckt und bildet mit dem Cerro San Francisco (4340 m, südlich) und dem Mesón Alto (5230 m, nördlich) eine Kette. Als Anstiegsrouten kommen die Südostwand und die Nordwestflanke in Frage, während auf dem Grat in der Längsrichtung SW/NO nicht an den Morado heranzukommen ist; gegen den San Francisco zu schliesst er sich mit seinem charakteristischen, zirka 800 m hohen Felsabsturz ab und im Norden ist der Grat wegen seiner Zerrissenheit und Brüchigkeit unbegehrbar. Letzterer Umstand hat viele Parteien zur Umkehr gezwungen. Die beiden Flanken wurden kurzerhand die Süd- und die Nordseite getauft. Die vergletscherte, steilabfallende Südostflanke, mit dem vorgelagerten Felsspitze des Miradors und dem wuchtigen Gratabsturz geben dem Morado das stolze Gepräge und seine Besteigung von dieser Seite ist unbedingt die schwierigere. Die Nordseite macht einen bescheideneren Eindruck. Keine Gletscher, nur brüchige Wände und Zinnen, dazwischen Geröllhalden. Ein Bergkamerad redete mal nach einem misslungenem Versuch von einem kolossalen Steinhäufen und meinte die Nordwestflanke unseres Berges. Aber zu Unrecht, denn wer den Morado je von den gegenüberliegenden Hängen des Cortaderastales betrachtet hat, wenn seine ruinenhaften Felstürme und seine von gelben Steinschlagrinnen durchfurchten Wände im Schimmer der untergehenden Sonne violett und rot aufleuchten, der anerkennt auch da seine Schönheit.

An der Südseite erfolgt der Anstieg von unserer Schutzhütte Lo Valdes im Volcantale aus, durch die Quebrada Morales. Die Anmarschroute von Norden führt von San Gabriel aus das Yesotal aufwärts und in das östliche Seitental des Estero Cortaderas.

An die zwanzig Versuche wurden unternommen. Ueber die meisten fehlen irgendwelche Angaben, sodass nicht die Rede davon sein kann, in diesem Aufsatz eine vollständige Besteigungsgeschichte wiederzugeben. Ich erwähne nur die bedeutendsten, zum grössten Teil von unsern Vereinsmitgliedern ausgeführten Touren, auch verweise ich auf die in diesem Heft enthaltenen Bilder.

Dass unser verdienter Kordillerveteran Sebastian Krüchel die Seele der ersten Expedition zum Morado war, wird niemand verwundern. Er hat den nördlichen Zugang zum Berg am 27. November 1926 erstmal gefunden (mit Eschenburg und Fentzahn) ging ihn ein Jahr später in Begleitung von Conrads und Maass nochmals an (siehe Bild), um dann 6 Jahre später als Erster den Gipfel zu betreten. Die Pause war bei Gott lang genug, damit inzwischen andere hinaufkämen. Erst als es nicht mehr

anders ging, beinahe gezwungenerweise, zog er nochmals Jos. Bastl ist nicht ehrsüchtig.

In den Jahren 1927/28 wurden die ersten Versuche von der Südseite unternommen. Meines Wissens waren Dudle und Schurig, zähe Leute, welche ihre Lehrzeit in den Westalpen gemacht hatten, die Ersten, welche den Aufstieg durch die vergletscherte Südostflanke unternahmen. Beim ersten Versuch mussten sie in der Nähe des Mirador, welcher bei dieser Gelegenheit so von ihnen getauft wurde, wegen ungünstiger Witterungsverhältnisse und der dadurch vergrösserten Stein- und Eisschlaggefahr umkehren. Der zweite Versuch im nachfolgenden Jahr wäre ihnen beinahe zum Verhängnis geworden, da einer im Gletscherbruch in eine Spalte einbrach und sich nur mit grösster Anstrengung herausarbeiten konnte.

Im Februar des Jahres 1927 tauchte auch Meichsner zum ersten Mal am Morado auf. Er gehört zu den zähesten Kämpfern der Südwestwand; war er doch als erfahrener Kletterer der Führer von 5 oder 6 Angriffen. Sein hartnäckiges Ringen hat ihn dann auch schliesslich zum wohlverdienten Sieg geführt. Sein erster Annäherungsversuch führte auf einem Umweg durch die Quebrada Morado an den Berg heran.

Mitte Januar 1929 erfolgte ein Massenangriff vom Norden, es war wohl die zahlreichste Gruppe, die den Morado je stürmen wollte. Darin lag auch ihre Schwäche, denn die ohnehin bestehende Steinschlaggefahr erhöhte sich durch die aus zwei Dreierseilschaften bestehende Partie noch bedenklich. Es waren Bergkameraden aus der Sektion Santiago, Conrads, Mass, Orb, von Plate, Pfenninger und Wolff, welche zusammen mit Freund Kuhn und Frau im Cortaderastal ihr Ferienlager aufgeschlagen hatten. Ueber diese Tour ist in der Andina 1929 berichtet worden. Trotzdem seien einige Einzelheiten nochmals kurz geschildert, denn dieser Besteigungsversuch führte in greifbare Nähe des begehrten Gipfels. Was aber wichtiger war, der Durchstieg war gefunden, vielleicht der einzig mögliche, jedenfalls der gangbarste an der Nordseite.

Wenn ich unseren Angriff in den Vordergrund rücke, so ist es nicht nur, um die Aufstiegsroute einigermaßen skizzieren zu können, sondern weil ich nur bei diesem Versuch selbst mit dabei war und natürlich Selbsterlebtes ausführlicher schildern kann als Touren, die ich nur von mündlichen Berichten kenne. Meine Freunde werden das schon verstehen. Die hauptsächlichsten Versuche an der steinigen Rückwand des Morado führe ich hier im gleichen Abschnitt mit an. (Buchanan, Dezember 1932; Gehrung, 2. März 1933; Buchanan und Lüders, 13.

März 1933; Gehrung und Koch, 1. Oktober 1933; Koch und Bruhn, 23. Dezember 1933 u. a.)

„Wenn Ihr zu früh auf den Grat kommt, seid Ihr verratz“, mit diesem gutgemeinten Ratschlag schickte uns der wortkarge Sebastian auf den Weg. Er meinte damit, dass der Grat nördlich des Gipfels wegen seiner Zerrissenheit und der elenden Brüchigkeit des Gesteins unbegleitbar sei. Folglich war unsere Losung, in möglichst direktem Anstieg an den Gipfel heran.

Wohl alle, die den Morado von Norden anpackten, näherten sich seinem untersten Felsgürtel über die Loma Amarilla. Dort teilten sich Meinungen und Wege. Die ganz Mutigen griffen direkt an, die Felsrippen hinauf, ohne Umwege, hart am Rand der zertrümmerten Wand, wo der Morado alle Viertelstunden seine kleinkalibrigen Steinsalven hinunterjagt. „Hans der Sichere“ (Don Juan Segura) aber hält sich an die Geröllhalde, welche sich, zuerst mässig ansteigend, oberhalb des ersten Felsgürtels nach links hin zieht. Etwa 250 Meter weiter oben verengert sich die inzwischen gemein steil gewordene Halde zu einem 10 m breiten Couloir, ein richtiger Trichter für das oben anschliessende kleinere Trümmerfeld. Eine geisttötende Schinderei; dieses Geröllstampfen, ein Tritt vorwärts, zwei zurück! Dazu die schweren Hochlagerpacken auf dem Buckel. Während der Rastpause wird, wie üblich, soviel als irgend möglich aus dem Rucksack aus- und in den Magen eingepackt. Man nennt das Erleichterung. Grad oberhalb des Trichters begrüsst uns der Morado mit knatterndem Steinschlag. Wir flüchten in die fast manns hohen Penitentes am linken Rand. Für einmal, dass uns diese büssenden Gesellen einen Gefallen tun. Sonst ist der Büsserschnee dem Hochtouristen fast immer ein unliebsames Hindernis.

Das Hochlager wird in der unteren Hälfte des Trümmerfeldes errichtet, etwa $\frac{1}{4}$ Marschstunden von der Loma Amarilla aufwärts. Kaum 20 Minuten weiter oben, wo sich das Trümmerfeld verzweigt, muss nach rechts (der Gipfelfalini^e zu) in die Felsen eingestiegen werden. Ein vereister Wasserfall füllt den untern Teil einer Rinne, welche je nach den Verhältnissen umgangen werden muss, um dann 30 m oberhalb in einen breiten mit groben Steintrümmern angefüllten Cañon einzusteigen. Spätere Partien sind an dieser Stelle fehlgegangen, trotzdem wir ihnen den Einstieg aufgezeichnet hatten. Sie hatten das Hochlager auf dem Trümmerfeld in jugendlichem Kraftüberschuss 200 m zu hoch hinauf geschleppt und kamen dadurch zu weit nördlich auf den Grat. Der Cañon mündet auf ein kleines Plateau, es folgt ein 20 m hohes senkrechtes

Wändchen und darüber zeigt ein schönes Felsband den einzig möglichen Weiterweg an. Ganz so schnell wie hier geschildert, ging es damals mit unserer Sechserpartie nicht. Aber wir landeten schliesslich auf dem Grat, dicht vor dem Gipfel. Eine halbe Stunde brauchten wir, um angeseilt 200 m auf dem Grat vorwärts zu kommen. Es ist eigentlich kein Grat, sondern lose geschichtete wankende Felsbrocken, welche da und dort durch irgendein Loch einen Tiefblick gestatten, der uns erschauern macht. Man hat das Gefühl, der ganze Bau werde in der nächsten halben Stunde in sich selbst zusammenkrachen. Ein 50 m tiefer senkrechter Grateinschnitt trennt uns vom Gipfel. Zu zweit versuchen wir abzuseilen. Wir geben es auf, als wir merken, dass ein Gratturm von 2 m Durchmesser den wir als Sicherung benützten, an seiner Basis wankt. Unsere Freunde haben sich inzwischen im Windschatten zusammengekauert. Einige haben das Morgenessen „aufs Eis gestellt“. An einen Umgehungsversuch war unter den Umständen nicht zu denken. Zudem war es spät geworden.

In den folgenden Tagen glückte uns die Erstbesteigung des Mesón Alto (5230 m). Vom Morado hatten wir vorläufig genug.

1933 war das entscheidende Jahr für den Morado. In dem Jahre allein wurden 3 Versuche vom Süden und 4 vom Norden gemacht. An Ostern waren 3 Partien gleichzeitig unterwegs, die eine an der Südflanke, geführt von unserm bewährten Hein, während an der Nordseite unsere Bergkameraden Lüders und Buchanan verbissen um den Gipfel rangen, wobei sie sich verstiegen und schwer litten, wie es in der Kordillere so oft vorkommt. Eine dritte Partie, nächtlicherweise im Abstieg begriffen, trafen unsere Freunde an, ohne dass sie sich zu erkennen gab. Der Winter gebot für einige Monate Einhalt. Doch noch war der Schnee kaum aus dem Tale gewichen, waren die Kämpen wieder am Berg. Es war noch zu früh für einen Berg wie der Morado. Gegen die Ungunst des Wetters und der Wegverhältnisse konnte unser Freund Joseph trotz unzähliger Büchsen kondensierter Milch, an deren Ueberresten Sebastian und ich 3 Monate später seine Lagerstätten erkannten, nicht ankommen.

Nun wurde noch bekannt, es komme eine Expedition aus Europa, welche nebenbei, der Ordnung halber, auch den Morado einsacken werde. Das war zu viel des Guten. In unserem Verein wurden Stimmen laut. Wir haben doch auch noch Bergsteiger! Das Wahrzeichen unserer Alpenvereinshütte, der ersten in Südamerika, soll von einer europäischen Expedition bestiegen werden? Es muss hier klar festgestellt werden, dass wir nicht irgendeinem besonderen Land zuvorkommen wollten, (wie dies fälschlicherweise in einer Alpinen Zeitschrift ausgelegt worden war)

wenn wir hatten nur den durchaus berechtigten Ehrgeiz, unseren Berg selbst zu besteigen. Europaeische Expeditionen sind uns immer willkommen, aber sie sollten sich ihre Lorbeeren nicht direkt in unserem engeren Bereich holen kommen, sind sie doch durch die ihnen zur Verfügung stehende Zeit, Mittel, Ausrüstung und technische Vollkommenheit befähigt, sich Ziele auszusuchen, an welche wir uns als normale Bergsteiger, die nebenbei berufstätig sind, nicht heranwagen dürfen.

Es war kurz vor Weihnacht. Ich erinnere mich an einen zweistündigen Wortkampf in einer Fabrik irgendwo draussen in einem Vorort Santiagos, wobei einer einen anderen überzeugen wollte, mit ihm den Morado zu besteigen. Am selben Abend zogen sie los. Die Nacht darauf trafen sie an der Loma Amarilla, weil sie aus Faulheit ihr Zelt nicht aufgeschlagen hatten. In der Frühe stiegen sie ins Hochlager (4000 m Höhe) und am nächsten Tag, den 23. Dezember 1933, erreichten sie in 5 Stunden 5 Minuten den Gipfel. Die Aufstiegsroute entsprach derjenigen von 1929, bis etwa 50 m unter dem Grat... Dort übernimmt Sebastian die Führung. Wir gehen in die Westflanke hinaus, zuerst leicht absteigend, bis wir den berüchtigten Grateinschnitt hinter uns wissen. Die Gipfelkuppe ist etwas wilder gebaut als der Grat weiter nördlich, Die letzten 100 Meter sind exponiertes, aber leichtes, Klettern.

Mit einem [Händedruck wird die Erstbesteigung besiegelt. Lange Zeit bleiben wir stumm. Wir hatten uns im letzten Stück ziemlich angeanstrengt. Zudem, wozu auch reden? Jeder sieht es dem anderen an, dass er glücklich ist.

Langsam fangen wir an uns umzusehen, nach vertrauten Punkten Ausschau zu halten. Fremd und unheimlich gähnt vor uns der schauerliche Abgrund des Moradotales. Unsere Blicke gleiten hinüber zur Quebrada Morales über unsere trauten Schihänge hinunter zum Hüttchen, dort am Fass der schroffen Zinnen des Cerro Lo Valdes. Uns gegenüber trotzt der wuchtige Volcan San José (5880 m) und ruft in uns Erinnerungen wach an unsere damalige Erstbesteigung. Die vergletscherten Gipfel der Warmolejo, Loma Larga und Mesón Alto, füllen den Horizont im Nordosten aus. Schliesslich wenden sich unsere Blicke auch noch dem Aufstiegswege zu. Es sieht gar nicht so aus, als ob wir da hinaufgekommen wären. Drüben über dem Yesotal leuchtet die Laguna Negra im tiefsten Blau, eingebettet zwischen graue Moränenhügel, die weissen Zacken des Scharren als Wächter dahinter. Ueber Berge und Täler hinaus erscheinen verschwommen im Dunst die Silhouetten der altbekannten Vorkordillensketten um Santiago. In Gedanken weilen wir bei unseren Lieben

daheim, bei unseren Bergkameraden, die sich bald mit uns freuen werden, dass es geschafft ist.

Drei Wochen später, in den ersten Tagen des Jahres 1934, glückte Meichsner die Zweitbesteigung, und zwar von der imposanteren und auch schwierigeren Südseite. Für ihn gab es nur diese eine Seite, an eine Umgehung, eine Ueberlistung des stolzen Berges von einer andern Seite dachte er nicht. Sieben Jahre zuvor hatte er die Eiswand zum ersten Mal angepackt; sie liess ihn nicht mehr los. Er machte keine Kompromisse, nicht einmal mit dem Leben. Er hat inzwischen den Kampf hier unten im grossen Tal aufgegeben. Seine Bergkameraden bewahren ihm ein treues Andenken.

Die Südwand erforderte einen viel grössern Aufwand an Zeit und Anstrengung als die Cortaderasroute. Die zahlreichen Angriffe auf der Nordseite scheiterten, weil der richtige Durchstieg nicht gefunden war, während sich im Süden den Besteigern beinahe unüberwindliche technische Schwierigkeiten entgegenstellten. Meichsner selbst erklärte; dass die Besteigung schliesslich nur dank aussergewöhnlich günstiger Verhältnisse in der Schnee- und Eisbeschaffenheit gelungen ist. In sieben Tagen schwerer Eisarbeit erkämpfte er sich mit seinem Begleiter Tietzen die stolze Südspitze und von dort allein in ausgesetzter Gratkletterei den Gipfel.

Seither herrscht Ruhe am Morado. Er hat sich den Menschen beugen müssen, doch gleich erhaben steht er noch immer über dem Treiben in den Tälern zu seinen Füssen. Der Zahn der Zeit nagt an seinem stolzen Grat, doch die Spuren aller, die da kommen, werden vergehen, lange ehe der Morado nicht mehr ist.

Der Potrero Grande

von H. RENTZSCH

In vieler Mund lag schon dies Wort, in manchen Berichten wurde es schon erwähnt und so will ich in den folgenden Zeilen versuchen, den Potrero Grande denen näher zu bringen, die bis heute noch nicht Gelegenheit hatten, in diesem wahren Schiparadies herumzutollen. Der Potrero Grande ist eine ausgedehnte Hochebene, die sich in einer Höhenlage von 2200 bis 3000 m zwischen den Ramón und den Quempobergen einerseits und dem Molina's und Coloradotal andererseits ausdehnt.

Schon gleich in den ersten Jahren des Schisportes in Chile fanden sich dort oben die Zünftigen des weissen Sportes ein und erkannten in dem Potrero Grande sofort das Gebiet der unbegrenzten Möglichkeiten. Im Jahre 1935 entstand unter teilweise grossen persönlichen Opfern der tugendhaften Schifahrtsgilde der Refugio Los Azules im oberen Manzanotal und noch in diesem Jahre wird der Refugio Las Totorillas als zweiter Stützpunkt in diesem einzigartigen Schigebiet geschaffen. Wenn man nicht gerade bummelt, kann man Los Azules in etwa vier und Las Totorillas in fünf Stunden von Manzano aus erreichen; gegen das Frühjahr zu kann man sogar bis zu den Hütten reiten, und Schifahrten sind dort oben noch im Oktober möglich.

Es ist nicht des Deutschen Art, den ganzen Sonntag an einem Idiosyncrasie herumzurutschen, sondern in uns steckt die Wanderlust, und gerade hierfür bietet der Potrero Grande, wie schon gesagt, unbekannte Möglichkeiten. Als ersten packen wir gleich den vor unsrer Nase liegenden Alto de los Bueyes mit seinen 2650 Metern, der auch für den Anfänger keine Schwierigkeiten bietet. Von der Azules-Hütte sind wir in einer Viertelstunde am „Zaun“, das ist der Grenzkamm gegen das Molinal, und von dort steigen wir den Kamm nach Osten hoch und sind nach einer Stunde auf dem Alto de los Bueyes. Will man nicht den gleichen Weg zurückfahren, so wenden wir uns südwärts und gelangen über etwas steilere aber dafür meist pulverige Hänge in ein kleines Tal, das sich nach Westen zur Hütte hinzieht. Dieses selbe Tälchen benutzt man auch am besten, um auf den Nachbarberg zu gelangen, den etwa 2700 m hohen Punta de Coltra. Eine sehr nette Tour ist eine Ueberquerung dieser beiden Berge, was ganz gemächlich etwa 4-5 Stunden beansprucht einschliesslich ausgiebiger Rasten.

Da mit dem Können auch die gesteckten Ziele proportional zunehmen es — gibt zwar welche, bei denen nimmt dies quadratisch zu, wenigstens in der Theorie — für solche bietet der Terremoto mit seinen 2900 m ein sehr lohnendes Ausflugsziel. Am 28. Juli 1955, dem Tag der Hüttenweihe von Los Azules, wurde er zum ersten Male mit Schiern bestiegen. Vom „Zaun“ aus gehts gleich links hinab ins „Bissingerloch“ („ihr“ Mann läuft dort hinab einmal aus, oder er verirrt sich — die Geschichtsforschung versagte hier etwas), und durch das Tal ziehen wir unsere Spur dem majestätisch daliegenden Berg zu. Der Anstieg führt uns an den rechten Abhängen entlang zu einem Sattel und von dort in der grossen Mulde hoch. Das Lohnendste an diesem Berg ist es, dass er meist herrlichen Pulverschnee hat und dann auch eine ungeahnte Fernsicht bis zur Grenzkette bie-

Die Erstbesteigung des Cerro Risopatron.

von KARL WALZ

Auf der alten Karte von Reichert entdeckte man eines Tages südlich des mächtigen Juncal einen Berg mit folgender Bezeichnung: „Cerro sin nombre, 5750 Meters“. Auf neueren chilenischen Karten war der Berg, irrtümlich, wie sich herausstellte, mit Nevado del Plomo benannt. Also taufte man ihn jetzt kurzerhand und endültig auf den Namen Cerro Risopatron zu Ehren des verdienstvollen Geographen und Erforschers der Kordillere Don Luis Risopatron. So, jetzt hatte der Berg seinen Namen, aber bekannter wurde er dadurch freilich noch nicht, und es war daher schon erforderlich, sich persönlich in seine Nähe und, womöglich, auf seinen Gipfel zu bemühen, wo noch keiner gewesen war. Hier sei noch eingeschaltet, dass in der neuen Ausgabe der Karte von Klatt und Fikenscher vom Jahr 1935 der Berg zum erstenmal mit seiner richtigen Bezeichnung erscheint.

Wir, d. h. Sebastian Krüchel, Otto Pfenniger und der Berichterstatter, bemühten uns also, wie gesagt, Ende Januar 1935: zuerst im Auto über Manzano, Maitenes, nach Alfalfal, am anderen Morgen zu Pferd und Mula erst das Coloradotal hinauf bis zur Mündung des Olivaresflusses, dann das Tal des Olivares hinauf, wo wir auf der Stelle übernachteten, die von den Viehhütern Puesto de Las Ramadas genannt wird. Erwähnenswert ist unsere erste Ueberquerung des Olivares: da kamen wir an ein elend windschiefes von Fels zu Fels führendes Gestell, schlecht zusammengesetzt aus 4 schwanken, aber verrosteten Kabeln, für deren Wegschaffung die Elektrizitätsgesellschaft im Tal unten sicher vor Jahren schon eine hohe Prämie bezahlt hatte. Mit Schrecken mussten wir erkennen, dass diese wunderliche Errungenschaft Alfalfaler Technik eine Hängebrücke darstellte, die uns über den brausenden Fluss bringen sollte. Diese Erkenntnis war aber nur uns denkenden optimistischen Menschen vorbehalten und wurde von unseren Viechern nicht geteilt. Denn kaum stand unser abgesatteltes erstes Pferd in der Mitte des Kunstwerks, als es bedenklich die Mähne schüttelte, was die Brücke mit einem noch bedenklicheren Wackeln beantwortete – und schon stak das Ross mit zwei Füßen in den Tauen und hing mit den anderen beiden in der Luft. Da (siehe Bild) sich das Gestell auch für Schaukelzwecke als ungeeignet erwies, wurde das Tau schnell durchgeschnitten, und das Pferd

momente ins Wasser. Dass es wieder heil herausgezogen wurde, ist uns heute noch ein Wunder.

Weiter geht der Ritt durch das heisse, windstille, nur von niederem struppigen Pflanzenwuchs bewachsene Olivarestal mit seinen öden, kahlen Halden. Am Abend tut sich eine grosse, einige hundert Meter hohe Felswand (die Loma Rabona) vor unseren Augen auf. Links hört man den Gran Salto Olivares mit mächtigem Getöse zu Tal, rechts sieht man die terrassenförmigen Wasserfälle und steile Felsen, das ist das Ende des Olivarestales, unsere erste Hürde!

Hier ist schon viermal versucht worden, in das etwa 800 Meter höher gelegene Hochtal zwischen Plomo und Juncal hinaufzuklettern, aber es war kein vernünftiger Aufstieg entdeckt worden, obwohl die Sage ging, dass da oben eine wertvolle Mine ausgebeutet werde. Dessen Tag verbrachten wir mit rekognoszieren und hatten das Glück, eine Aufstiegsmöglichkeit zu finden.

Früh am anderen Morgen verlassen wir das Hauptlager, begleitet von unserem treuen Tierführer Exequiel Ortega (siehe Bild), der sich entschlossen hatte, uns bis zum Hochlager, Gepäck tragender Weise, zu begleiten, weil wir ja leider mit den Tieren nicht weiter konnten. Nachdem wir unter Benutzung der am Tag vorher am Abhang und in den Felsen geschlagenen Stufen, eine Strecke gestiegen sind, sehen wir, dass das Gelände allmählich etwas flacher und übersichtlicher wird. Bald liegt auch der grosse Wasserfall, den wir beim Aufstieg links hinter uns gelassen hatten, unter unseren Blicken und wir freuen uns, wie die Morgensonne in einem mächtigen Wasserstaub einen herrlichen Regenbogen hineinschneidert. Zu unserer grössten Ueberraschung stossen wir im Verlauf des Vormittags noch auf eine alte Schaufel, ein Brecheisen — also ist es doch wahr, dass in den einzig möglichen Monaten Januar und Februar ein paar verwegene Mineros hier oben ihr Glück versuchen!

Gegen ein Uhr schlagen wir im Schutz eines Felsens unser Hochlager auf, neben einem kleinen, unscheinbaren Wässerchen, das allerdings in der Nacht plötzlich so anschwellt, dass wir Angst hatten, mitgenommen zu werden. Jetzt haben wir Musse, die Gegend anzusehen, denn Regen ist wieder abgestiegen und unser Nachtlager wohl vorbereitet.

In unmittelbarer Nähe dehnt sich links vor uns das immer gewaltige Massiv des Plomo. Etwas dahinter erkennen wir auf der rechten Seite die kühne und elegante Spitze des Altar und von diesem Gipfel bis

zu unseren Füßen dehnt sich ein mächtiger Gletscher, der Zufluss bekommt von der ganzen Kordillerenkette bis hin zum Cerro Negro und von da bis zu den äussersten Ausläufern der Sierra Blanca, wie wir den gewaltigen Gebirgszug vorläufig nannten, der, unmittelbar vor uns beginnend, einen Gletscherberg hinter dem anderen auftürmt und wohl 5000 Meter hoch ist.

Das riesige Gletscherfeld erstreckt sich bis weit hinauf, wo im Nordwesten der Alto Los Leones herüberblickt und wird gespeist von einem leicht S-förmig gekrümmten Eisfluss, der im Nordosten vom Nevado del Plomo und den Eismassen des Juncal herunterzieht. Und nicht ein Meter dieser ganz gewaltigen Massen, die sich in einer für unsere Zentralkordillere wohl einzigartigen Grossartigkeit von 15 Kilometer Länge vor unseren erstaunten Augen ausbreiten, ist frei von den steilen, stachelichten Penitentes, die für jene Gegend so charakteristisch sind. Im Osten aber sind wir unmittelbar an einem steilen Bergabhang, den wir für einen Ausläufer des Risopatron halten.

Von vier Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags kletterten wir am nächsten Tag auf jenen Hängen herum, aber unüberwindliche Felsklüfte zwangen uns zur Umkehr, und Pfenniger stieg am nächsten Morgen wieder ins Hauptlager hinab, um neuen Proviant zu holen. Den folgenden Tag verbrachten wir beiden anderen bei herrlichem Wetter, und Krüchel fand sogar noch eine Pflanze in einer kleinen, schneefreien Oase, die von der Fachwelt nacher als neue Blume erkannt wurde.

Da setzten wir uns auf einen warmbesonnenen Stein und betrachteten, umsummt von schwarzen Bienen, das kleine, mit leuchtenden Blumen übersäte Fleckchen Erde, das von einem leise plätschernden Rinnsal durchzogen wird. Wir hatten wohl länger schweigend gegessen — da sehe ich plötzlich zwei kleine, graue Kücken um meine Füße herumlaufen — schon sind es vier! Geschäftig laufen die wie kleinwinzige Strausse aussehenden Tierchen durchs Wasser, auf einen Stein, wieder runter, picken im Stachelgras herum; man hätte die zutraulichen Kordillerenhühnchen leicht mit der Hand greifen können. Doch schon rief die Mutter, und im Nu war der Besuch verschwunden.

Auch der nächste Tag wurde als Ruhe- und Akklimatisationspause benutzt, Pfenniger kam schon am Morgen mit köstlichem Proviant.

In der Neumondnacht des 4. Februar geht es gegen 4 Uhr beim Schein der Laterne bergaufwärts. Nach Umgehung einiger Penitentesfelder ist bald der Morro erstiegen, der das Tal zwischen Nevado del Plomo

und Risopatron fast abschliesst und den in kalter Dämmerung sich vor
aufstürmenden Eisblöcken der vereinigten Gletscher nur einen schmalen
Durchgang lässt. Ein Bündel Morgensonnenstrahlen beleuchtet jetzt
genau die Gipfel von Plomo und Altar, und wir schreiten den steilen
Kamm hinan. Wir müssen nun, wo wir langsam über 5000 Meter sind,
öfters Atempausen einlegen, ausserdem wird unser Grat recht steil, und
an beiden Seiten sind jähe Abstürze. Dann artet es wieder in Felsklettere
aus und schliesslich nehmen die Penitentes wieder überhand, sodass wir
aus wegen der Spalten anseilen müssen. Das erschwert andererseits wieder
das Vorwärtskommen, zudem tut der Büsserschnee uns nicht den Gefal
ten, die Längsrichtung einzuhalten, und selbst, wo das der Fall ist, ist der
Zwischenraum so eng, dass man sich kaum durchwürgen kann. Pfenni
gen, der die Ehre der Vorhut hat, kann oft nicht mal seinen Eispickel ge
brauchen, um sich Weg zu bahnen, mit Händen und Füßen und Ellbogen
staut und tritt er die Spitzen der Eisbuesser ab, weil er mit dem Pickel
nicht ausholen kann.

Immer sieht es aus, als käme es nachher besser, und immer wird
man enttäuscht, schon wieder stehen wir vor riesengrossen Penitentes, die
unsere ganze Kraft erfordern. Tappt oder gleitet man in ein Loch hinein,
so muss man erst wieder ein paar Atemzüge machen, bis man wieder
Kraft zum Rauskriechen hat — und ist man nach mühseliger Arbeit wieder
oben, so ist man ungefähr genau so hteit, wie vorher!

Und das Penitentesfeld hört und hört nicht auf! Dicht vor uns
liegt jetzt der Gipfel des Risopatron in einsamer Höhe, zum Greifen
nähe, doch werden wir noch allzulange durch die Penitentes müssen.
Kriegsgrat. Es ist 3 Uhr nachmittags, wenn wir es heute bei dem schönen
Wetter nicht schaffen, kommen wir im Leben nicht mehr hinauf, bloss die
Sache mit der Rückkehr, werden wir noch zum Hochlager zurückkommen?
Eierlei, jetzt bloss vollends rauf, nur weiter!

Keiner kraftvollen neuen Energiewelle entströmte dieser Entschluss.
Es ist, als gehorchte man stur einem schon vor langer Zeit gegebenen
älteren Befehl, der nun rücksichtslos durchgeführt wird. Wir reden schon
langt nicht mehr. Mit zerfetzten Handschuhen und zerbeulten Ellenbogen
und Knien klettert und gleitet und flucht und keucht es sich mühsam
rauf und runter durch die Eisklötze. Dazu das Aufpassen auf den Vor
läufermann mit dem Seil und statt zu sichern, wenn er über eine brenzliche
Stelle geht, möchte man sich am liebsten hinhocken und schlafen.

In dieser muunteren Verfassung kommt unsere Seilschaft an eine

breite Randkluft, die uns sogar noch zum Runtergehen zwingt. Hinüber, weiter! Ziemlich stumpf und ohne Freude merken wir endlich, dass die Penitentes zu Ende sind. Nach einer Stunde ingrimmigen Weitersteigens sind wir schliesslich oben, wir sind recht schlapp und frieren gewaltig.

Es ist glücklich 7 Uhr abends geworden, und wir haben weder Zeit, noch Lust, einen Steinmann zu bauen. Zwar tut Pfenniger so, als baue er eine „Pyramide“, aber er bleibt bei einem recht bescheidenen Versuch stecken. Wäre ich imstande gewesen, mich zu wundern, ich hätte es jetzt getan, wie ich sah, dass Krückel mit aller fachmännischen Sachlichkeit seine Gipfel-Rund-Panoramaaufnahme bewerkstelligte. Dabei überlegte ich mir krampfhaft, ob die schauerhaften Ledermasken, die meine Kameraden vor dem Gesicht haben, wohl wirklich Wärme geben?

An einen Felsen gelehnt, lassen wir jetzt das Gipfelbild kurz auf uns wirken. Inmitten des Meeres von Bergen von Schnee und Eis und Penitentes um uns herum ist der Nevado unser nächster Nachbar, dahinter reckt sich der Juncal und ganz weit im Hintergrund dehnt sich nach Nordosten eine schier unendliche Kette von Bergen, die in einem wolkenumringten Massiv endet. Es ist der Aconcagua, seine Spitze ragt noch über die Wolken heraus. Und die ganze Gletscherkordillere, die wir am Tag vorher so erhaben über uns gesehen haben, liegt jetzt, angefangen vom Plomo aus, unter uns im Abendsonnenschein.

Und dann kam die „noche triste“. Gerade noch aus den Penitentes sind wir heil herausgekommen, da fing es an, dämmerig zu werden, dunkel und dunkler. Müde, wie wir sind, und etwas überanstrengt vom Penitentesturnen, fällt es uns überaus schwer, den Abstieg zu finden. Hier wird probiert, da versucht, die Laterne geht bei dem Sturm auf dem Grat andauernd aus: schliesslich geht es eben nicht weiter, es ist zu gefährlich in diesem Zustand am Abgrund vorbeizujonglieren. Noch ein paar Meter schleichen wir weiter, dann legen wir uns hin. Gleich sind wir wieder auf den Beinen, der kalte Wind ist unerträglich und wir suchen, schon halb im Traum, eine geschützte Stelle. Wie viel Jahrhunderte es gedauert hat, bis wir sie fanden, weiss ich nicht; als ich wieder ein wenig wach wurde, merkte ich, dass wir an einem steilen, abschüssigen Penitenteshang lehnten, und dass sich meine Kameraden mit traurigen Freiübungen abquälten, um Hände und Füsse nicht zu erfrieren. Schlapp, ausgemergelt, kraft- und lustlos hängen wir jetzt also nach 19stündigem Kraxeln am Hang; es ist 11 Uhr nachts und wir haben seit heute morgen kaum etwas gegessen. Um 10 Uhr trank ich zum letztenmal Tee, dann steckte ich die nicht ganz leichte Feldflasche in den Rucksack, woselbst ihr Inhalt, trotz glühender

Sonnensonne, bis zum Nachmittag völlig eingefroren war und blieb.

Die starke Konzentration, die wir, meist in angeseiltem Zustande, um einen der vielen Schritte ausüben mussten, beim Auf- und Abstieg, damit man ja nicht ausrutschte, oder in ein Penitentesloch fiel, und die anderen anderen mit umschmiss, löste sich jetzt und machte einem Dämmerzustande Platz, aus dem wir immer wieder jäh aufwachten, und uns durchfinden mussten. „Man muss schaffen“, höre ich Krüchel bei solcher Ungegenwart sagen, und er beginnt, sich eine Plattform zu graben, die es ihm ermöglicht, sich nicht nur aus der halb hängenden Lage von der nassen Erde aufzurichten, sondern sogar, sich auf der Stelle, mit Richtung zum Berg hin, umzudrehen. Solchen Komfort allerdings konnte ich mir nicht leisten, ich machte es nur soweit, gerade hinzustehen, wie ein Stehaufhampelmännchen von geradlinig hin- und herzuwackeln und wieder hinzusetzen, Knie reiben, Hüften, Schultern. „Nicht einschlafen“, sagt mein Kamerad zu seinem Nachbarn, der vor sich hindusselt; denn wir laufen Gefahr, den Abhang herunter ins Uferlose zu plumpsen, wenn wir uns nicht in der Gewalt haben. Heute hat er selber geschlafen, und ist bedenklichst hin- und hergetorkelt.

Sobald man die Augen schliesst, jagen kaleidoskopartig Traumbilder an einem vorbei, mit Mühe reißt man die Augen wieder auf: zum Glück scheint jetzt der Mond; alles hell, da kann es gleich weitergehen! Aber wieder ist Neumond, der „Mondschein“ rührt her vom Schein des Schnees im Gletschertal unter uns, nur unterbrochen von ein paar schroffen Felsen, die uns Schatten vorgaukeln. Schliesslich greift man nach dem „Büßner“, in dessen Schutz man sich verkrochen hat, und überzeugt sich, dass er Hand keinen Schatten wirft. „Ich glaube, ich werde verrückt bis morgen früh“, sagt einer, „ob die Sonne überhaupt wieder herauskommt?“ Oben pessimistisch kommt mir nun die Aeusserung zwar vor, das mit der Sonne, aber wer weiss? Antwort gibt und erwartet keiner, man redet in den Weltall hinaus, ich überlege mir dauernd, habe ich das nun gerade gesagt oder sagen wollen, oder hat ein anderer das gesagt? Zwei Tage darauf beichtete mir mein Freund, dass er mich die ganze Nacht für seinen gefallenen Kriegskameraden gehalten hat! Der andere fragte sich die ganze Zeit über, woher denn so viele Leute kämen, um auf dem Kamm zu kampfieren (es waren die Penitentes!) Ich selber habe lange und schließlich auf einen Büßner eingeredet und ihm klar gemacht, dass wir endlich abhauen müssen. Hoffnungslos höre ich mich plötzlich selber reden und staune darüber, dass wir uns erheben, anseilen und ans Absteigen gehen. Ja, träume ich denn? Wir wollten doch—ja, wir wollten, aber der starke Wind auf dem Kamm liess uns nach zehn Schritt wieder wortlos

selbstverständlich, traumhaft umkehren. Merkwürdig war nur, dass nach einiger Zeit ein Fremder kam und anhub, in die Stille der Nacht hinein etwas zu erzählen von einem Seil, das jemand losgelassen hatte. Wir wundern uns nicht, dass jetzt ein Fremder da ist, es ist kalt und nass und die Augen tun weh und man ist müde. Vielleicht, wer weiss? ist der Fremde gar Pfenniger.

Dann ging ich in die Küche und sagte: „Ich bedarf zweier Kannen heissen Kaffees“, was zum Glück keinen Widerspruch hervorrief, setzte mich ins Gartenhäuschen und wartete auf das heisse, aromatische Getränk. Wartete und wartete, bis Krückel meinen Arm fasste und sagte: „Fass mal meine Uhr, ich will ein Streichholz anstecken“. Er steckte es an, ich sah nicht aufs Zifferblatt, es war ja ganz egal, wie viel Uhr es war!

Stimme aus der Finsternis: „Jetzt können wir langsam los“, und siehe, es war nicht mehr Finsternis, sondern dämmerig. Aber bei unserem Zustand müssen wir auf Sicherheit gehen und geben noch 20 Minuten zu. Dann aber, nix wie runter!

Kalter, schneidender Wind, harte Steine, Geröll. Um 9 Uhr sind wir im Hochlager, essen, brechen gleich auf und verfügen uns schleunig zu den vollen und warmen Fleischtöpfen Ortegas, die wir um 1 Uhr erreichten. Kurze Stunden nachher waren die Fleischtöpfe nicht mehr voll. Am nächsten Tag zogen wir wieder heimwärts.

TOUREN-KARTE DER CENTRAKORDILLERE

(Zwischen 32°30' und 34°20' südl Breite)

Zweite Auflage

von

W. KLATT & F. FICKENSCHER

Casilla 2949, SANTIAGO (Chile)

Preis: Unaufgezogen..... \$ 10.-

Aufgezogen mit Deckel... » 20.-

Zu beziehen durch:

C. Tornero y Cia.,	Ahumada 355	Santiago
Guillermo Schulze,	S. Antonio 226	»
Librería Ivens,	Moneda 822	»
Foto Hartmann,	Av. Lota 2340	Los Leones
Hans Hofer	Blanco 998	Valparaíso

Die Verfasser nehmen dankbar Vorschläge für die Vervollständigung der Karte entgegen.

Cerro Juncal (6110 m.)

Erstbesteigung der chilenischen Seite durch

Dr. P. Zanetti und G. Boccalatte

23. Februar—5. März 1934.

Von F. Fikenscher

Als auf dem Jahres-Kongress 1933 des CLUB ALPINO ITALIANO in Cortina d'Ampezzo der Entschluss gefasst wurde, eine Expedition unter dem Namen: „Crociera dalli Alpi alle Ande 1934—XII.“ nach der chilenisch-argentinischen Kordillere zu senden, bat mich Herr Felix Mondini, der das Sekretariat für Chile übernommen hatte, ihm bei der Ausarbeitung des Programms behilflich zu sein.

Die für diese Expedition auserwählten „Kanonen“ hatten schon Himalayatauren und viele Erstbesteigungen in den Alpen auf ihrem Haben-Konto; es sollten daher nur ganz erstklassige Besteigungen in Vorschlag kommen: Der Aconcagua (7010 m) als höchster Berg Südamerikas und Siebentausender—von den 63.377 Mitgliedern des C. A. I. hatten bisher nur zwei die Siebentausender-Zone erreicht—, der Mercedario (6670 m), der Cerro Morado (5060 m), unserer Schutzhütte Lo Valdés gegenüber der sich bis dahin tapfer gewehrt hatte, unter die Nagelstiefel unserer Mitglieder zu kommen, dann der vielumkämpfte Tronador (3460 m) im Süden Chiles.

Auf eine Rückfrage, ob wir nicht nur für Bergsteiger und Eisgänger, sondern auch für erstklassige Dolomiten-Kletterer etwas auf Lager hätten, machte es mir eine spezielle Freude, meinen „neuen Landsleuten“ einen Berg anzubieten, von dem Dr. Federico Reichert in seinem Buche „La Exploración de la alta Cordillera de Mendoza“ schreibt: „En forma de paredes lisas é inaccesibles se levanta esta magnífica montaña, dominando como obelisco gigantesco todo el valle Juncal chileno. Nunca perderá su virginidad, pues la accesibilidad de su cumbre nos parece fuera del límite de lo posible“: „EL ALTO DE LOS LEONES“ (5455 m) ein Koloss, der jeden fasziniert, der Gelegenheit hat, ihn von der Eisenbahnlinie San Felipe—Los Andes aus zu bewundern, besonders wenn die Abendröte seine phantastischen Formen am besten zum Ausdruck bringt.

Die Bergsteiger-Gruppe von 10 Mann verliess Neapel am 3. Februar 1934 mit dem Motorschiff „Neptunis“, aber kein gütiger Stern begleitete sie. Während ihrer Überfahrt führte eine polnische Expedition die Erstbesteigung des Mercedario aus, Herr Hermann Clausen als Alleingänger die Erstbesteigung des Tronador, unsere Mitglieder, die Herren Sebastian

Krückel und Otto Pfenniger, die Erstbesteigung des Morado. Der Führer der Expedition, Graf Aldo Bonacossa, verlor während der Reise einen treuen Begleiter vieler Dolomiten-Klettereien, den König von Belgien. Zwei Italiener, Matteoda und Durando, die wohl ihren Landsleuten die Erstbesteigung des Tronador wegnehmen wollten, kamen von der Tour nicht mehr zurück; ihre Leichen hat man bis heute noch nicht gefunden.

In Buenos Aires angekommen, trennten sich die Teilnehmer. Zwei fuhren sofort nach dem Süden, um sich an den Rettungsversuchen am Tronador zu beteiligen. Weitere fünf nahmen als erstes Ziel Puente del Inca, um von da aus die siebente Besteigung des Aconcagua und die Erstbesteigung des Cerro Cuerno (5550 m) zu machen.

Den Rest der Teilnehmer, Dr. P. Zanetti, G. Boccalatte und G. Brunner nahm ich in Río Blanco am 22. Februar in Empfang, um sie in eine Gegend zu bringen, die wohl den Anspruch hat, zu einer der grossartigsten und wildesten der chilenischen Zentralkordillere zu gehören. Es ist die Juncal-Gruppe, zwischen dem Paso de Navarro und Paso de las Pircas gelegen, und die mit dem Cerro Alto (5228), León Blanco (5193), León Negro (5151), (Juncal 6110), Nevado del Plomo (5050) und Cerro Risopatrón (5750) (1) eine Riesenkette bildet, über welche die chilenisch-argentinische Grenze geht, und von der auf beiden Seiten die mächtigsten Gletscher der Zentral-Kordillere zu Tale gehen.

Sämtliche Lebensmittel brachte ich von Santiago mit, während die Italiener, vom Sporthaus Schuster, München, ausgerüstet, alles brachten, was zu Hochgebirgstouren gehört. Von italienischer Fabrikation war nur ein 80 Meter langes Bergseil aus Rohseide, das nicht mehr wog, als ein 30 Meter langes Hanfseil. Herr E. Olderey in Río Colorado hatte uns einen guten Arriero (Andrés López, Calle Las Heras 149 in Los Andes), zwei Mozos und 15 Mulas besorgt. Der Kriegsminister stellte uns 7 Soldaten unter Führung des Veterinärs zu Verfügung.

23. Februar: In der Frühe verlassen wir das Hotel Río Blanco (1450 m) und nehmen die Fahrstrasse in das Río Blanco-Tal. Nach

(1) In der zweiten Auflage der Kordillere-Karte Klatt & Fickenscher haben wir die Juncal-Gruppe den Arbeiten von Dr. Reichert & Helbling, als die genauesten und besten der letzten Zeit, angepasst, wodurch die in der ersten Auflage mit Nevado del Plomo bezeichnete Höhe 5750 m namenlos wurde. Diese Spitze ist im Februar 1935 von unseren Mitgliedern S. Krückel, O. Pfenniger und K. Walz erstmalig bestiegen worden. Sie haben solche auf Anregung des Geschichts-Geographie-Professors Manuel Abascal Erunet zu Ehren des eminenten Geographen Luis Riso-Patrón (gest. 1930) „Cerro Risopatrón“ benannt.

... von fünf Kilometern treffen wir auf die interessante Piscicultura, in welcher Lachse und Forellen gezüchtet werden, dann noch auf einige ländliche Landhäuser zwischen saftigen Kleefeldern, und dann ist die Zivilisation zu Ende.

Ein Mula-Pfad führt nun weiter, steinig und schlecht, und gegen Mittag biegen wir in das Leones-Tal ein. Es geht stark in die Höhe, und plötzlich steht der 5400 Meter hohe Koloss des Alto de los Leones wie aus der Erde gezaubert vor uns. Phantastisch ist der Aufbau mit seiner horizontalen Schichtung, und man könnte glauben, die Natur hätte sich zum Spass gemacht, Platten aufeinander zu schichten, um den einzigen Berg zu bauen, den nach Dr. Reichert nie eines Menschen Fuss betreten wird.

Etwas weiter oben finden wir eine kleine Quelle, und im Schatten der letzten Lunesbäume nehmen wir das Mittagessen ein. Meine Begleiter sprechen wenig und rücken kein Auge von dem Berge ab, der ihnen die südamerikanischen Lorbeeren bringen soll.

Gegen Abend erreichen wir das Ende des Leones-Tales, 1100 Meter über Río Blanco. Rechts donnert ein ca. 80 Meter hoher Wasserfall zu Tal, der Ursprung des Río de los Leones. Links ist eine Art Bucht mit Gras und Cuerno de Vaca-Büschen, auch ist klares Wasser in der Nähe; es ist die gegebene Stelle für unser Lager. Es war die erste Reittour der Italiener, und stark scheinen die „Ungegerbten“ gelitten zu haben.

Meine Begleiter entwerfen ihren Angriffsplan, studieren die Formation der fast 3000 Meter aufsteigenden senkrechten Wände, verfolgen Rinnen und Quergänge, aber immer bleiben sie an einer unüberwindbaren Stelle stecken. Sie entscheiden sich schliesslich für einen Versuch an der Wandseite, da die jetzt sichtbare Front des Berges uneinnehmbar ist.

24. Februar: Zwei Arrieros und ganz leicht beladene Mulas bringen die Italiener mit ihrer Ausrüstung und Proviant für vier Tage in die Richtung des Portezuelo de las Yeguas Heladas und erreichen dabei 3880 Meter. Sie schicken die Leute und die Mulas zurück und bringen mühsam über grosse Geröllhalden ihre Sachen in den Pass selbst auf 4280 Meter. Hier haben sie einen wunderbaren Durchblick nach Norden, unten das Ende des Juncal-Tales, dahinter Dutzende von Kordilleren-Riesen, im Hintergrund der Aconcagua; von dem mit 4790 m bezeichneten Punkt sehen sie einen Gletscher bis zum Pass herabkommen, und es bietet sich ihnen zum ersten Male in ihrem Leben die Gelegenheit, ein grosses Büsserschneefeld zu sehen.

Zanetti und Boccalatte machen getrennt Rekognoszierungen, um

eine Anstiegsroute zu finden, während Brunner den Berg 4790 m hochgehend um einen grösseren Überblick zu gewinnen. Die ersteren glauben an die zweifelhafte Möglichkeit, in einer zweitägigen, sehr schweren und gefährlichen Felsklettere die Spitze zu erreichen; der letztere findet, dass die Südwand mehr Chancen bietet und schlägt den Sattlerversuch vor (2).

In das Hauptlager war inzwischen Leben gekommen: der Veterinär des Andino-Regiments von Los Andes, Herr León Dendal mit einem Unteroffizier und sechs Mann waren angekommen, um bei eventuellen Unglücksfällen zur Verfügung zu stehen. 15 Personen, 30 Mulas und ein halbes Dutzend Hunde bevölkerten nun das Kampament.

25. Februar: Obwohl Zanetti den Auftrag gegeben hatte, ihn erst am dritten Tag wieder abzuholen, ging ich vorsichtshalber schon am nächsten Morgen mit den Arrieros und Herrn Dendal nach dem Punkt 3880, den wir gegen Mittag erreichten. Brunner hatte inzwischen die beiden andern von der geringen Wahrscheinlichkeit eines Erfolges überzeugt, und es dauert nicht lange, bis in schwindelnder Höhe drei Punkte sichtbar wurden, die sich nach unten hin bewegten. Ich schickte ihnen die zwei Arrieros entgegen, denen sich Herr Dendal anschloss, um ihnen einen Teil der Lasten abzunehmen, während ich Aufnahmen machte. Beim anschliessenden Abstieg der ganzen Kolonne hatte Herr Dendal das Pech auszurutschen und sich eine Handverletzung zuzuziehen, die mich veranlasste, zu erklären, dass wir nun „frito“ wären. Ich dachte aber nicht daran, dass ich das zweite Opfer sein sollte. Der Abstieg war ausserordentlich steil. Auf halbem Wege liess ich die Karawane halten, um die Sättel nachsehen zu lassen. Trotzdem, ungefähr 500 Meter vor dem Kampament rutscht mein Sattel der Mula auf den Hals, und sie raste nun scheu geworden, wie toll bergab. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich nach der Bergseite herunterfallen zu lassen.

Leider klemmte sich der linke Schuh im Lederbügel, und die Mula schleifte mich ca. 40 Meter über Stock und Stein zu Tal. Da ich mit den Händen keinen Halt bekommen konnte, bremste ich mit den Ellbogen, bis ich aus dem Bügel kam. Dann machte mein Körper eine Drehung, und der Kopf schlug auf einen spitzen Stein, der mir einen Zen-

— — — —

(2) Herr H. Sattler mit zwei Begleitern versuchte im Jahre 1922 die Besteigung des Alto de los Leones, indem sie neben dem grossen Wasserfall in die Höhe stiegen und auf dem Leones-Gletscher ein Biwak aufschlugen. Sie gingen den Gletscher nach links kreuzend in die Höhe, traten in ein vergletschertes Seitental ein, in den sie zur Scharte zwischen dem Alto und dem Juncal kommen wollten. Schwere Eislawinen und starker Steinschlag zwangen sie zum Rückzug.

immer unter dem Auge bis auf den Knochen ging und mir beinahe das Gesicht umdrehte. Von den Ellbogen blieben nur die Knochen und Sehnen übrig, aber mit der Jodtinktur Marke „Caballo“ des Veterinärs wurde alles wieder gut, doch mein Himmelfahrtstag war ziemlich nahe gewesen.

25 Februar: Frühzeitig wurde es im Lager lebendig. Der Río Leones musste in erster Morgenstunde überschritten werden, denn er brachte nach die letzten heissen Tage gewaltige Mengen Schmelzwasser. Die ganze Militär-Eskolte wollte es sich nicht nehmen lassen, die Italiener bis auf den Leones-Gletscher zu bringen; nur ich und ein Arriero blieben im Lager.

Die Karawane ritt talaufwärts und talabwärts, und erst nach einer guten Stunde glaubten sie, eine Furt gefunden zu haben; und da immer der Matigste den Anfang machen muss, gab der Arriero López seiner Mula die Sporen. Sie tanzte am Ufer herum, machte dann einen Satz in den Fluss hinein. Die Wassermassen waren aber so gewaltig, dass sie sofort umgerissen wurde und den Arriero unter sich begrub. Die Mula machte einige Drehungen, kam wieder auf die Beine und krabbelte sich glücklich heraus. López hatte mehr Glück als Verstand, denn obwohl er von der Mula auf den steinigen Grund des Flusses gedrückt wurde, und ihm sein schwerer Poncho die Bewegungsfreiheit nahm, rettete er sich wie durch ein Wunder. Er wurde an einen Stein geschwemmt, und die Begleiter rufen ihn aus den eisigen Fluten. Wie der Ritter von der traurigen Gestalt kam er in das Lager zurück, ein Becher Pisco gab ihm die Lebensgeister zurück. Das war das dritte Opfer.

Nach zweistündigem Suchen kamen alle wieder zurück, kein Mensch und kein Tier war über den jede Minute stärker werdenden Fluss zu bringen.

Brunner, der von dem Punkt 4790 m die beste Geländeübersicht gehabt hatte, glaubt nicht nur an die Möglichkeit, über den Potrero Escondido dasselbe Ziel zu erreichen, sondern auch an den Vorteil, den Gletscher an einer viel höheren Stelle betreten zu können, als es bei der Sattlersteute geschehen war.

Wir brechen sofort unser Zeltlager ab, reiten das ganze Leones-Tal hinunter, furten an einer günstigen Stelle den Fluss, turnen um die Cordones Fraquenes herum in das Río Blanco-Tal hinein und gelangen bei Dunkelwerden an die grosse Casa de Piedra in der Höhe von 2210 m. Halbbrecherisch führt der Pfad an riesigen Wänden entlang, steil nach oben, so dass den Mulas der Atem ausgeht, steil nach unten, so dass sie

sich einfach auf ihren vier Füßen abrutschen lassen, jeden Moment gewärtig, von einer Steinlawine in den Abgrund geschlagen zu werden. Dazu die glühende Hitze und der Staub von 30 Mulas.

Auf den Pfad des Río Blanco-Tales gekommen, treffen wir zwei Minenarbeiter, die mit ihren Habseligkeiten auf dem Buckel talaufwärts keuchten, um in den Kupferminen der Disputada Arbeit zu suchen. Wir stellen ihnen bis zur Casa de Piedra zwei Mulas zur Verfügung und bewirten dort die armen Teufel, die den ganzen Tag nichts gegessen hatten und mit ein wenig Harina tostada und ein paar Zwiebeln, die sie sich für ihre letzten Chauchas in Río Blanco erstanden hatten, die im San Francisco-Tal liegenden Minen erreichen wollten.

27. Februar: Glaubten die Italiener, sie hätten gestern bei der Umreitung des Eckpfeilers der Piuquenes-Kette eine Glanzleistung hinter sich, so sollten ihnen heute erst die Augen aufgehen, was chilenische Mulas und Reiter leisten können. Es geht zum Potrero Escondido hinauf, der mit Recht seinen Namen führt, denn niemand, der die tiefe Schlucht des Río Blanco-Tales hinaufreitet, würde ahnen, dass hunderte von Metern über der Casa de Piedra grosse Alpenweiden liegen, auf welchen hunderte von Mulas des Andino-Regiments ihre Sommerfrische verbringen. Der Pfad windet sich neben einem Bach, der in vielen Kaskaden zu Tale stürzt, im Zick-Zack zwischen Felsblöcken so steil in die Höhe, dass man glaubt, es wäre nicht nur ein wahnsinniges sondern einfach zweckloses Unternehmen, da einen Aufstieg zu suchen.

Doch Menschenhand hat die von der Natur verweigerte Möglichkeit geschaffen. Wo schwindelnde Felswände das Weiterdringen verhindern, haben die Andinos Bohrlöcher gemacht und mit Eisenstäben und Brettern Brücken bis zum Taleingang hergestellt. Die Soldaten erzählen, dass ihnen jedes Jahr einiges Mulas beim Transport abstürzen, aber die grossen und saftigen Weidenflächen machten den Schaden reichlich wieder gut.

Die Italiener halten sich tapfer, um keinen schlechten Eindruck zu machen, ziehen aber trotzdem vor, hie und da abzusteigen, denn sie konnten nicht wissen, dass die Mulas die schwersten Stellen mit unglaublicher Geschicklichkeit nehmen. In ihrem Bericht sagen sie, das Herz wäre ihnen mehr wie einmal in den Mund gekommen; wir auf deutsch würden sagen: in die Hosen gefallen!

Leider war alle Mühe vergeblich: die vom Ende des Potrero Escondido steil nach dem Leones-Gletscher abfallenden Wände vereitelten jeden Versuch, mit Gepäck hinunterzukommen. Sie hatten aber dabei wenig

Besteigungsversuch des Morado 1927



Felsband auf 4500 m



Auf dem Potrero Grande



zu Seite 9

Foto: Koch

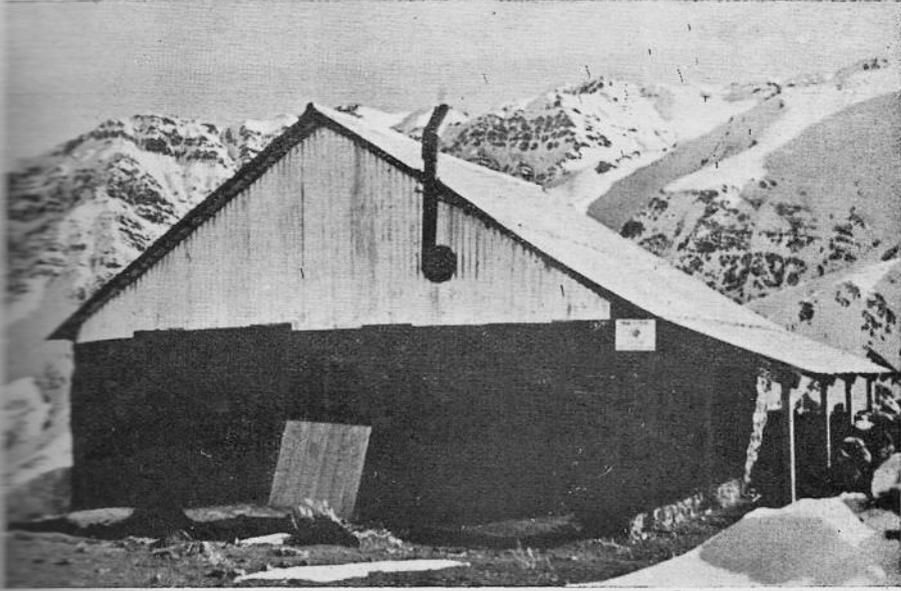
Cerro Risopatrón, vom Plomo aus gesehen



zu Seite 12

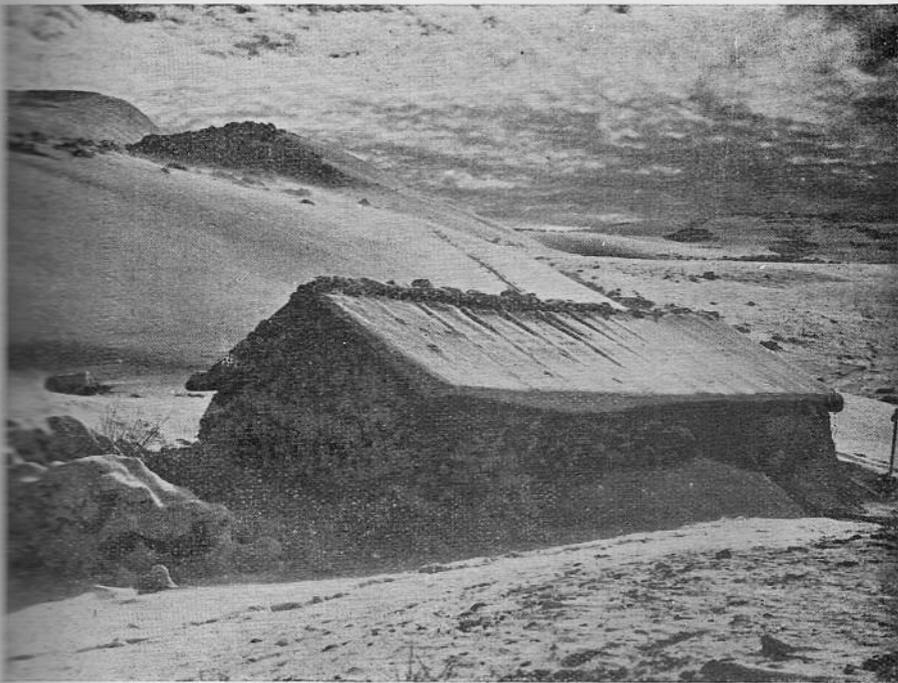
Foto: Pfenniger

Skihütte „Los Azules“



zu Seite 32

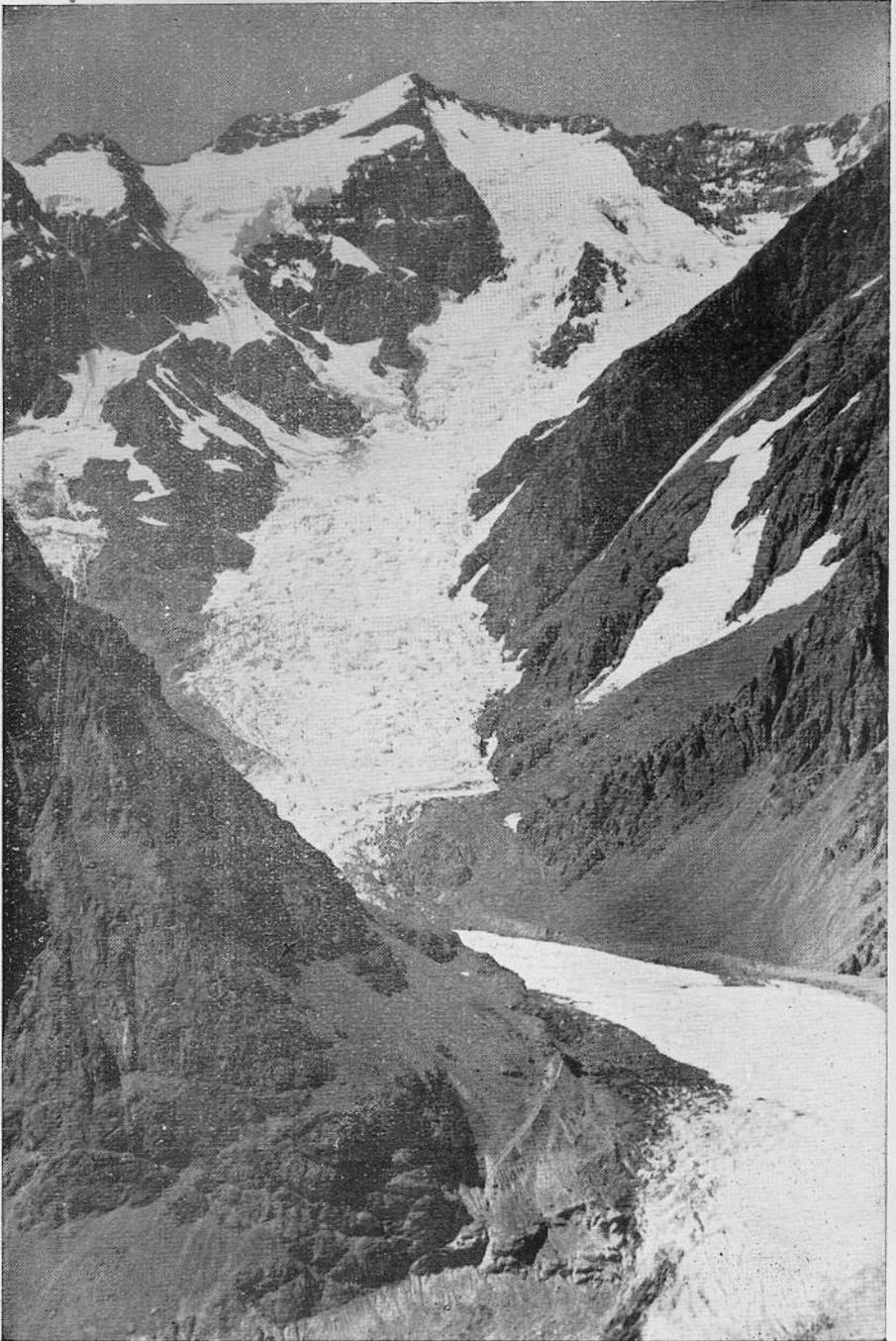
Totorillas-Hütte vor dem Umbau



zu Seite 32

Fotos: Krüchel

Cerro Juncal (6110 m) vom Juncal-Tal aus



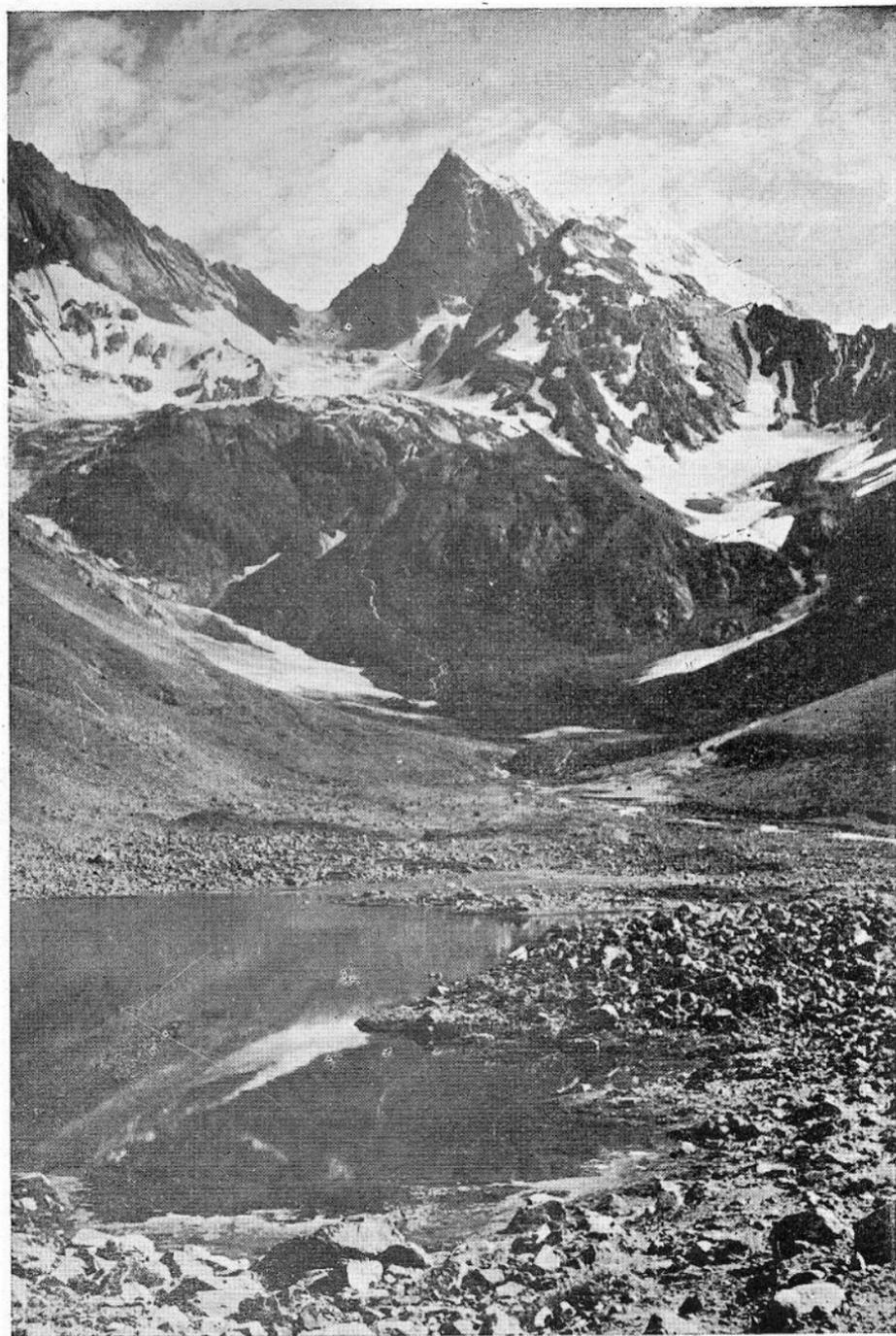
Cerro Alto de Los Leones (5400 m) vom Los Leones-Tal aus.



zu Seite 19

Foto: F. Fickenscher

Der Morado.



mens die Gelegenheit, die Südwand des Alto zu studieren und sich dabei zu überzeugen, dass nicht nur keine Möglichkeit besteht, die Wände zu erklettern, sondern dass auch gerade auf dieser Seite die grösste Lawinengefahr besteht.

Traurig und geschlagen kommen sie fast bei Nacht zurück. Nach dem Abendessen, am Feuer sitzend, suche ich sie zu trösten. Ich erzähle ihnen von Fehlschlägen, die keinem Bergsteiger erspart bleiben. Ich erzähle ihnen von den Wundern der Kordillere, von mächtigen Gletschern, Gletscherseen, wie Smaragden in Eis gebettet, Penitentes von phantastischen Formen, von tosenden Wasserfällen, lieblichen Vegas mit Blumen in allen Farben, von den Naturwundern der Baños Azules (Sinter-Terrassen), den Mineralquellen bis zur Dampfhitze, dem Abendrot von unbeschreiblichem Farbenspiel, vom Sternenhimmel krystallklarer Reinheit, vom Kondor, dem König der Lüfte, der stundenlang ohne Flügelschlag im Aether schwebt; weiter vom Gefühl der Freiheit, der Stärke und des Selbstvertrauens; aber auch vom Kampf der Natur gegen den Menschen, von glühendem, in der Hitze flimmernden Boden, von eisiger Kälte, von Stürmen und Schneetreiben furchtbarer Stärke, von Lawinen und Steinschlag, von Gewittern, bei denen die Blitze von der Erde in den Himmel zucken, von Wolkenbrüchen und Hagelschauern schwerster Art.

Aber sie brauchen noch nicht zu verzagen, es steht ihnen noch die Ostwand des Alto offen und im Hintergrund ein von chilenischer Seite noch unbestiegener Sechstausender.

28. Februar: Wir ziehen talabwärts nach Río Blanco, essen im Hotel zu Mittag, und nach Ergänzung der Lebensmittel reiten wir die glühendheisse Landstrasse nach Juncal (2235 m) hinauf. Um 9 Uhr abends erreichen wir das grosse Refugio des Andino-Regiments; steif und krumm steigt jeder von seiner Mula. Die „Ungegerbten“ meiner italienischen Freunde haben sich nach dieser weiteren Probe ehrlich und redlich in „Gegerbte“ verwandelt.

1. März: Es geht das öde Juncal-Tal hinauf, das keine Aussicht auf die Hochkordillere gewährt. Doch am Estero Navarro biegt das Tal um, es bietet sich plötzlich ein Anblick, der unsere Herzen höher schlagen lässt: Rechts der Alto de los Leones, dessen schreckenerregende Wände fast senkrecht mit einem Höhenunterschied von 2300 Meter abfallen. Der Hintergrund ist durch den gewaltigen Cerro Juncal ausgefüllt, in dessen Mitte der grosse Juncal-Gletscher herabströmt. Am Ende des Tales finden wir eine saftige Vega und klares Wasser für das Lager.

Der Alto de los Leones scheint nur über einen steilen Rücken an

greifbar, der zur Südscharte führt. López erzählt, dass dieser Anstieg schon zweimal von Deutschen aus Valparaíso versucht worden wäre, ohne dass das Ziel erreicht werden konnte.

Da die zur Verfügung stehenden Tage gezählt sind, geben meine Begleiter den Alto de los Leones auf und wenden sich dem Cerro Juncal (in der ersten Auflage der Kordillerenkarte noch mit Nevado de los Leones bezeichnet) zu, von dem Dr. Reichert schreibt: „La mirada hacia ésta ladera (chilena) da la impresión de poseer uno de los aspectos más feroces dentro de las altas montañas“.

Sofort nach Ankunft stellen die Italiener die notwendigen Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel zusammen; ein Teil der Leute bringt sie in das Monos de Agua-Tal, da einer der Arrieros behauptete, man käme vom hinteren Teil des Tales über einen Portezuelo nach dem Juncal-Gletscher. Nach zwei Stunden kamen sie zurück, der Übergang war nicht ausführbar. Für heute ist es nun zu spät, noch etwas zu unternehmen.

Unbeschreiblich schön ist der Anblick, als nach Dunkelwerden ein grosser Meteor, nur wenige Kilometer entfernt von uns, das obere enge Juncal-Tal schräg durchrast und einen breiten sprühenden Streifen in den fabelhaftesten Farben hinterlässt.

2.-5. März: Bei prachtvollem Wetter geht es nun zur Entscheidungsschlacht. Die Arrieros und ein Teil der Militäreskolte bringen die drei Bergsteiger langsam zwischen Felswand und Gletscher in die Höhe. Die Mulas vollbringen Wunder von Geschicklichkeit, um durch all das feste und bewegliche Felsgerölle bis auf 3200 Meter zu kommen. Mit den besten Wünschen für ein glückliches Gelingen verabschiedet sich die Begleitung.

Lassen wir nun Dr. Zanetti über den weiteren Verlauf der Tour erzählen: Unser Gepäck, bestehend aus Rucksäcken mit Lebensmitteln für drei Tage, Daunenschlafsäcken, Seilen, Kochapparat, Luftjacken, Wollwäsche und anderem mehr wiegt so schwer, dass wir uns entschliessen, das bei einem eventuellen Wettersturz so notwendige Höhenzelt zurückzulassen. Um 11 Uhr beginnen wir den Anstieg, durchqueren, langsam in die Höhe gehend, den grossen Juncal-Gletscher, um auf der andern Seite losen Moränenschutt zu erreichen. Wir ermüden darauf sehr, doch bald bekommen wir Fels unter die Füsse, sodass wir wieder rascher vorwärts kommen. Wir möchten heute den Fuss eines Felsrückens erreichen, der uns morgen den schon von unten studierten Aufstieg geben sollte. Auf 3700 Meter machen wir die späte Mittagspause. Abwechselnd über Fels und Schutt

steigen wir empor; langsam nur kommen wir mit unseren schweren Rucksäcken voran.

Gegen abend erreichen wir in einer Höhe von 4350 m einen guten Platz zum Biwak. Fünfzig Méter unter uns bleibt ein kleines Penitentes-Feld, und wir sehen wie von einem Balkon aus herunter auf einen Garten weisser Blumen, ganz seltsam von Monde beschienen. Wir essen wenig und legen uns in die Schlafsäcke. Das Thermómeter zeigt schon 5° unter Null. Das Gurgeln des Wassers unter dem Schutt hört auf.

Nach einer fast schlaflosen Nacht warten wir, bis die Sonne kommt, um unseren steifen Körpern Wärme und Leben zu geben. So kommt es, dass wir erst um 7 Uhr aufbrechen. Es ist spät, aber wir hoffen, rasch voranzukommen und sind sicher, dass die uns noch zur Verfügung stehenden Stunden des Tages genügen werden, um die Spitze zu erreichen und wieder in das Lager zurückzukehren.

Wir kalkulieren 200 Meter Aufstieg pro Stunde. Bis 5000 Meter stimmt unsere Rechnung, denn wir finden keine besonders grosse Schwierigkeiten. Um leichter voranzukommen, haben wir alles Unnötige im Lager gelassen. Wir arbeiten uns auf dem Rücken empor. Es kommen schwere Stellen, bis es dann auf Fels oder Eis wieder besser geht. Etwas Ruhe tut uns not, wir benützen sie, um den Rest des Weges zu studieren. Der Höhenmesser zeigt 4850 m. Von diesem Aussichtspunkt aus beherrscht man einen grossen Teil des Berges und kann man seine Grossartigkeit bewundern. Neben uns links ist der Anfang des schmalen aber langen Seitengletschers, den wir gestern gekreuzt hatten. Gegenüber steht eine grosse steile Wand, und die darauf liegenden Eismassen haben grosse Lust, den Gesetzen der Schwere zu folgen, wie wir es schon während unseres Anstieges mehrfach erlebt haben. Um nun den oberen Gletscher zu erreichen, müssen wir den ganzen Berg umgehen. Während des Aufbruchs löst sich vom oberen Gletscher, 500 Meter neben uns, eine mächtige Lawine von Schnee und Eis ab, um ungefähr tausend Meter weiter unten das Tal bis auf die andere Seite hin mit weissem Staub auszufüllen. Der Schnee bildet wahre Wolken, die brodelten, als kämen sie aus einem riesigen Dampfkesse! Es war ein wunderbares Schauspiel, und wir dachten an die Lawinen von denen die Himalayabesteiger erzählen.

Brunner war in einer so schlechten Verfassung, dass er sich zu unserem grossen Bedauern entschloss, in das Biwak zurückzukehren.

Wir treten nun in den Kanal zwischen Berg und Eis. Es ist eine komplizierte Kletterei, wir winden uns durch die Penitentes, die uns oft als eine Art natürlicher Stufen dienen. Es geht nur langsam voran; die Mü-

digkeit des gestrigen Tages, die nicht aus den Knochen will, ist nicht angetan, den langen und schweren Aufstieg zu erleichtern. Im Kanal mussten wir oft Stufen ins stahlharte Eis schlagen. Steinschlag überall.

Nur der glückbringende Meteor, der uns die Gewissheit des Sieges gegeben hatte, und die Gebete unserer Mütter in ferner Heimat bewahren uns vor einem grossen Steinhagel, der über unsere Köpfe pfeift, als wir gerade eine Eismauer ersteigen. So etwas geht auf die Nerven. Einmal aus dem Kanal heraus, hoffen wir wieder ruhiger zu werden, aber inzwischen kommen noch weitere Ladungen, die uns zu erschlagen drohen. 5300 Meter haben wir geschafft, aber es ist noch kein Ende des Kanals zu sehen.

Es folgen zwei weitere ruhelose Stunden; um 15 h. kommen wir auf die grosse schiefe Eisfläche. Der Gletscher, frei von Penitentes, aber mit tiefen Spalten, geht in Wellen, die immer kürzer werden, bis zur Spitze. Wir sehen, dass die Kordillerenkarte (1. Auflage, inzwischen geändert. Verf.) zwei Spitzen von 5930 m angibt, dass aber die Südspitze einige hundert Meter höher ist, als die Nordostspitze. Beide Spitzen sind durch einen sattelförmigen Felsrücken verbunden, dessen tiefste Stelle in ungefähr 5700 m liegen dürfte. Rechts kommt ein anderer Rücken herab, der das Schneefeld begrenzt, auf dem wir uns nun befinden.

Um den höchsten Punkt zu erreichen, dürften noch ca. 4 Stunden fehlen. Inzwischen schlägt das Wetter um, der Himmel bedeckt sich mit schwarzen und drohenden Wolken, der Wind nimmt grosse Heftigkeit an. Die Situation wird sehr schwierig; wir sind uns aber einig, die Rückkehr unter keinen Umständen anzutreten, wenn auch die Aussicht nicht gerade sehr trostvoll ist, mit dem letzten Abendrot die Spitze zu erreichen, und dort oben die Nacht ohne Nahrung und schützende Kleidung zu verbringen. Die Seile wiegen wie Blei, und wir lassen sie auf dem Eise liegen. Die Neigung wird immer stärker, und der Aufstieg wird durch die Gewalt des Sturmes und die intensive Kälte immer langsamer; Spalten hindern dabei noch den Weg. Bocalatte steigt direkt im Eis auf, während ich seitlich eine Geröllhalde verfolge. Wir kommen keine zwanzig Schritt weiter, ohne Verschnaufungspausen machen zu müssen. Es wird immer schwieriger. Der Sturm heult furchtbar, und Nebel hüllt nun die Spitze ein. In den Augenblicken, in denen die Macht des Orkans abnimmt, scheint er nur Kraft zu sammeln, uns mit noch grösserer Kraft anzugreifen.

Bocalatte kommt nach schwerster Bewältigung einer steilen Eisfläche, hart und glatt wie Glas, hinter einen Abbruch, der ihn etwas gegen den Sturm schützt. Dafür muss er eine weiche Schneeverwehung kreuzen; das

tiefe Einsinken stellt die höchste Anforderung an seine Kraft. Noch die Bewältigung eines kleinen Rückens, und er steht auf der Spitze. Ich (Zanetti) komme inzwischen auch auf den Endrücken und erreiche meinen Begleiter unter dem schwersten Sturm, den ich je erlebt habe. Es ist 19 h vorbei und der Höhenmesser zeigt 6275 m (3).

Von hier aus sieht man auf der einen Seite den langen abfallenden Rücken, der dann wieder zur andern Spitze aufsteigt. Von da führt eine Felskette zur Scharte zwischen Juncal und Alto de los Leones. Auf der argentinischen Seite stürzen Felswände hunderte von Metern in ein Tal ab, das sich schon in Dunkelheit gehüllt hat. Im Osten und Südosten stehen, durch ein tiefes Tal getrennt, bedeckt mit Eis, der Juncal chico und der Nevado del Plomo, beide sichtlich kleiner als unsere Spitze. Dahinter erhebt sich ein Wald von Bergen; riesige Gletscher bedecken die Täler. Wunderbar wirkt mit seiner schiefen Eismütze der Alto de los Leones. Doch den stärksten Eindruck macht der Aconcagua, der König der Anden.

Wir versuchen, einige Aufnahmen zu machen, legen in eine Felspalte eine Dose mit der italienischen Flagge und treten dann bei Dämmerung den Rückweg an. Der Himmel bedeckt sich mit schwarzen Wolken, doch darunter bildet sich das Abendrot, das die Profile der Riesengebirge noch mehr hervorhebt und die Konturen der Westküste erkennen lässt. Eine prachtvolle Sinfonie von Licht und Farben, vom tiefsten blau bis zum intensivsten violett, vom zartesten rosa bis zum wahren Feuer, verbunden mit dem grossen Eindruck, den die Einsamkeit und die späte Stunde auf uns macht, hinterlässt unvergessliche Eindrücke in uns.

Wir steigen nun so rasch wie möglich ab, suchen unsere Seile, kommen aber nicht mehr weit, denn die dunkle Nacht und die ersten Penitentes zwingen uns, Halt zu machen. Die Uhr zeigt 20.30 h. und der Höhenmesser 5500 m. Ein Eisloch zwischen zwei Penitentes dient uns als Schutz. Wir warten auf Mondschein, um dann bis zum Biwak abzusteigen, denn bei dem furchtbaren Sturm und der intensiven Kälte würden wir den nächsten Tag nicht erlebt haben. Der Himmel reinigt sich nun allmählich, und um 1 h. erscheint der Mond. Steifgefroren beginnen wir den Abstieg. Um 5 h. bei erstem Morgengrauen, erreichen wir das Lager, von Brunner mit Freudenrufen begrüsst. Brunner steigt noch allein bis 5300 m auf und ist gegen Mittag wieder zurück.

(3) Dr. Reichert schreibt auf Seite 251 seines Buches: „Según las determinaciones del Dr. Helbling, la altura exacta del macizo (Juncal) es de 6110 m.“ In der zweiten Auflage unserer Karte ist diese Höhe eingezeichnet.

Zum Abstieg kreuzen wir den schmalen Nebengletscher, und ein Schuttkanal bringt uns schnell nach unten, wo uns Fickenscher und Denttal mit grosser Freude an der Stelle empfangen, wo wir uns vor 53 Stunden von der Militäreskolte verabschiedet hatten. Zu spät machte Dr. Zanetti die traurige Entdeckung, dass eine unfreiwillige Rutschpartie ihm die aufgenähte Rücktasche der Sporthose weggerissen hatte, und dass nun irgendwo da oben eine Brieftasche mit fünftausend Lire in Banknoten liegt.

Lagerleben: Den ersten Nachmittag verwendete ich dazu, um den gegebenen Punkt für die in diesem Hefte reproduzierte Juncal-Aufnahme ausfindig zu machen, den ich auch nach mehrstündigem Suchen fand.

Einer der Soldaten erkrankte so schwer an Puna, dass nicht nur er, sondern auch wir an seine letzte Stunde glaubten. Erst nach anderthalb Tagen konnten wir ihn dazu bewegen, sich eine Tasse heissen Tees mit Pisco einflössen zu lassen, wodurch eine Besserung eintrat.

Tragisch war die Nacht. Furchtbare Lawinen gingen zu Tale, ohne dass wir sie lokalisieren konnten. Durch das von allen Seiten widerhallende Echo war das Krachen und Dröhnen der abstürzenden Eismassen so schauerhaft, dass sich unsere Herzen zusammenkrampften. Um 22 $\frac{3}{4}$ h. ging der Höllenspektakel zum erstenmale los. Ungeheuer gross müssen die herabkommenden Eismassen sein. Ich stelle die Stunde fest und mache ein Kreuz; vielleicht haben jetzt unsere Begleiter hoch oben in den Bergen ihr kaltes Grab gefunden. Es ist aus mit dem Schlaf, wie ein Alpdruck wirkt die Ungewissheit. Um 3 $\frac{1}{4}$ h. wird es noch toller, es scheinen die Berge zusammenzukrachen. In zwanzig Jahren meiner Kordillereinfahrten war ich noch nicht in solch einem Höllenkessel wie das Juncal-Tal. Aber die Naturgewalten haben sich noch nicht ausgetobt. Um 7 h. früh hören wir ein Krachen in den Lüften. Vom Alto de los Leones ist ein Eckpfeiler abgesackt. 2200 Meter sausst er fast senkrecht in die Tiefe. Ein furchtbarer Aufschlag, dass die Erde zittert, ein kurzes Poltern, dann herrscht wieder die grosse Stille der Kordillere.

Voll Unruhe wegen der abwesenden Kameraden nehmen wir nach dem Mittagessen die Mulas, um zum Ausgangspunkt der Besteigung hinaufzureiten. Es wird 4 Uhr. Wir suchen vergeblich die Höhen mit dem Zeissglas ab. Es wird 5 Uhr, 6 Uhr, 7 Uhr, es ist niemand zu sehen. Wir kehren in das Lager zurück, bevor es dunkel wird.

Die zweite Nacht verläuft ruhig; die Natur hat sich ausgetobt oder feiert ihren Sieg über die Eindringlinge.

Wir sind heute schon um 1 Uhr oben, um uns auf die Lauer zu

legen. Es vergeht wieder Stunde für Stunde, alles Spähen ist umsonst. Düstere Gedanken bedrücken uns. Da schreit auf einmal López: „Allí vienen! Allí vienen!“ Es könnte die Staubfahne eines Steinschlages sein, aber die Adleraugen des Arrieros haben sich nicht getäuscht. Schnell rutschen drei Gestalten einen Geröllkanal herunter und kommen dann über den Gletscher herüber. Gross ist die Freude, als sie in unserer Mitte sind.

Wenn auch der Alto de los Leones nicht zu bezwingen war, so haben sie durch die Erstbesteigung des Cerro Juncal von der chilenischen Seite aus doch eine Grosstat ausgeführt.

5. März: Wir brechen die Zelte ab, der Trompeter der Andinos lässt zum Rückzug. Wir wollen bis Río Blanco durchreiten, da die Lebensmittel zu Ende gegangen sind, doch oberhalb Guardia Vieja treffen wir Herrn Mondini, der es sich nicht nehmen lassen wollte, uns persönlich im Auto abzuholen. Das Militär und die Arrieros haben noch den langen Weg bis Los Andes vor sich. Abends um 9 Uhr kommen wir in Santiago an.

Ein von der italienischen Kolonie gegebenes Bankett vereinigte alle Teilnehmer und Personen, die mit Rat und Tat der italienischen Bergsteiger-Gruppe beigestanden hatten. Der Führer, Graf Bonacossa, hielt eine Lobrede in deutscher und italienischer Sprache auf den Bergsteigergeist, der keine Grenzen kennt, und überreichte in Anerkennung der vom Deutschen Ausflug-Verein geleistete Hilfe eine namhafte Geldspende für unsere Schutzhütte in Lo Valdés.

UNSERE HÜTTEN.

Allbekannt und beliebt ist unsere grosse

Deutsche Schutzhütte in „Lo Valdés“,

so dass wir nicht viel über sie zu sagen brauchen. Doch muss erwähnt werden, dass sie in den letzten Jahren bedeutende Erneuerungen und Erweiterungen erfahren hat. Als da sind: Anbau einiger Räume für den Hüttenwart im ersten Stock und darüber, im zweiten Stock, drei Einzel-schlafzimmerchen für Familien. Dieser Anbau ist zu sehen auf unserem Bild von Koch, und zwar auf der dem Beschauer zugekehrten Seite. Direkt in den Berg hinein ist eine Bodega (Schuppen) geschaffen worden und Gemüchlichkeiten fürs Personal. Um auch solchen Wanderern das Möglichste zu bieten, die für Speis und Trank wenig Geld ausgeben können,

schritt man zum Bau eines Selbstverpflegungsraumes. Daneben ersteht heute eine Glasgalerie mit herrlicher Aussicht nach dem San José.

Unterhalb des Hügels aber, auf dem die Hütte steht, ist ein großes Schwimmbecken der Natur abgewonnen worden, in dem sich im Sommer ein reger Badebetrieb entwickelt.

Skihütte „Los Azules“

Auf dem „Potrero Grande“ im oberen Manzanotal und am Fusse des Ramón gelegen, bietet diese Hütte Gelegenheit, eines der schönsten Schigelände in der Nähe der Hauptstadt zu besuchen. Von Santiago aus fährt man im Auto in einer Stunde bis Manzano, dann gehts auf Maultieren in 3 Stunden bis zur Schneegrenze und von dort aus erreicht man die Hütte auf Schiern in 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunden, je nach Schneeverhältnissen. Sie ist für Wochenendfahrten sehr geeignet, jedoch wegen des langen Anstiegs für Anfänger nicht zu empfehlen. Die Hütte bietet Unterkunftsmöglichkeit für 16 Personen, die auf Pritschen und Seegrasmatratzen schlafen. Brennholz und Beleuchtungsmaterial steht zur freien Verfügung. Ein Herd zum Kochen ist vorhanden, ebenfalls genügend Töpfe und Pfannen, dagegen hat jeder Teilnehmer sein Essen und seine Decken selber mitzubringen. Es werden Hüttengebühren erhoben, und zwar je Nacht \$ 3.— für Vollmitglieder, \$ 1.— für Jugendmitglieder und \$ 6.— für Gäste.

Skihütte „Las Totorillas“

Dies ist unsere primitivste Hütte, deshalb jedoch nicht weniger gemütlich, als die anderen. Sie liegt auf dem östlichen Teil des Potrero Grande, 2 Stunden von „Los Azules“ entfernt, in einem idealen Schigebiet. Man fährt von Santiago aus in einer Stunde bis an den Colorado-Fluss kurz hinter Manzano, reitet dann in 4 Stunden bis an die Schneegrenze und ist in eineinhalb bis zwei Stunden weiter auf Skiern in der Hütte. Wegen des langen Anstiegs ist sie für Wochenendfahrten kaum zu benutzen, für Ferienzwecke jedoch ein idealer Aufenthalt. Vorläufig sind Strohlager für 10 Personen vorhanden. Eine offene Feuerstelle mit gutem Rauchfang dient als Kochgelegenheit. Brennholz steht zur Verfügung, alles andere muss sich jeder selbst mitbringen. Das Loch in der Mauer, das unser Bild zeigt, ist jetzt zugemauert! Hüttengebühren wie in „Los Azules“.

Skihütte „La Parva“

Unsere jüngste Errungenschaft, sie ist noch im Bau, wie man auf unserem Bilde sieht. Etwa 2000 m hoch im Yerba Loca Tal gelegen, an

Fuss des Cerro La Parva. Aus Steinen gebaut, 8 Meter lang und ebenso breit, bietet sie Raum für 25 Mann, einschliesslich Herd! In etwa 1½ Stunden erreicht man von Santiago aus im Auto das Lunestälchen und ist dann nach einer Stunde Fussmarsches an Ort und Stelle, von wo aus man schöne Streifzüge machen kann auf den 3810 m hohen Cerro Parva, den Cerro Colorado und ins Leoneras-Tal.

Die drei letztgenannten Hütten sind alle auf der Skizze von Rentzsch zu ersehen (siehe Artikel „der Potrero Grande“).

Wintererstbesteigung des Cerro Capitán.

von GERD von PLATE

Es war am frühen Morgen des 12. Oktober 1934, da waren wir mal wieder unterwegs, wir alten Bergkameraden. Gefährten vieler unvergesslicher Kordillerenfahrten und so mancher herrlichen Schitour: Sebastian Krüchel, Otto Pfenniger, Jürgen Lüders und meine Wenigkeit. Ausserdem noch Elsita und Lili, dem Otto und dem Jürgen ihre besseren Eehälften. Drei freie Tage vor uns, das sollte mal wieder eine Pfundstour werden, eine richtige Männersache nach alter Väter Sitt!

Wir hatten unsre Wagen beim Hause unsres Führers Exequiel Ortega (siehe Bild) bei Alfafal untergestellt, und von da aus gings auf guten Reittieren im frischen Trab das Coloradotal hinab. Ortega selbst ritt vorne weg und trieb die Lastesel, die uns unsre Futteralien, Schlafsachen, Zelte, Stroh und Schier hinauf bis an den Schnee bringen sollten. Nach etwa einer halben Stunden ritten wir über eine kleine hübsche Brücke über den Coloradofluss, und dann gings auf der anderen Seite des Tales wieder stromaufwärts. Ein herrliches Stückchen Erde, dieses Coloradotal! Überall schöne hohe Bäume, wie man sie nur noch selten hier in Mittelchile findet, zwischendurch saftige grüne Wiesen, von einem klaren Gebirgsbach durchzogen, und vor sich die steilen Zacken des Cerro Gloria Ausläufer der Quemokette. Langsam zieht sich der Pfad bergauf, die Gegend wird kahler, trockener, die Bäume verschwinden und man reitet nur noch durch Büsche und Sträucher. Aber ab und zu wird das Auge immer wieder durch grüne, saftige Vegas erfreut, Oasen in der jetzt eintönigen Landschaft, mit ihrem üppigen Gras, Bächen und kleinen Bäumen. Doch nun ändert sich wieder das Bild, die 2000 m-Grenze ist erreicht, auch die Büsche verschwinden und nur noch spärliches, hartes Kordilleregras be-

peckt den Boden und kleines Strauchwerk, das hart an die Erde gedrückt in diesen rauhen Höhen sein kümmerliches Dasein fristet. Jetzt wird es steil und im Zickzack zieht sich der Pfad den Hang hinauf, um sich hoch oben in den Felsen zu verlieren.

Bis hierher war unser Ritt ohne Zwischenfälle verlaufen, aber dort oben, wo nur ein schmaler Durchgang in die Felsen gehauen ist, da lag der erste Schnee, tief und verharscht, sodass wir die Mulas nicht ohne Absturzgefahr hinüber gebracht hätten. Also runter von den Tieren, die Eispickel her und ran ans Werk. Hell klirrten die Pickel auf dem harten Schnee und im hohen Bogen flogen die weissen Brocken den Abhang hinunter. Bald hatten wir es geschafft, der Weg war frei, wir ritten durch die Felsen und standen in kurzer Zeit auf einem gewaltigen Plateau, das Quempotal. Welch wunderbare Aussicht bietet sich da dem Augell! Linker Hand ziehen sich wellenförmig die schönsten schneebedeckten Schigelände hin, in der Mitte ein breites flaches Tal, durch das der reissende Quempobach schäumt und rechts die schroffen, dunklen Felsen der Quempoberge. Es ist dies eine Kette steiler, schier unbezwinglicher Türme, die sich in Höhe von ungefähr 4000 m in grader Linie Richtung Süden-Norden dahinzieht. Ganz im Hintergrund, als Abschluss des Tales, der Kette etwas vorgelagert, gleichsam wie ein Offizier, der die Reihe seiner Leute mustert, liegt der letzte und höchste der Quempoberge, der über 4000 m hohe Cerro Capitán. Als namenloser Berg war er bisher auf der Karte angegeben, da haben wir ihn denn benannt, und auf den Offizier anspielend, gleich den Grad eines Kapitäns gegeben. Noch eine Stunde konnten wir schneefrei das Tal hineinreiten, dann kamen die Tiere nicht mehr weiter und auf dem letzten trocknen Fleck wurde abgeladen. Ungefähr 6 Stunden hatte der Ritt bis hierher gedauert. Nachdem wir die Zelte aufgeschlagen und das Lager in Ordnung gebracht hatten, und während Ortega loszog, um Brennholz zu suchen, schnallten wir unsre Bretter an, um schnell noch mal den Schnee zu probieren. Bald war das Abendessen fertig, die Cazuela schmeckte prächtig und nachher sassen wir noch lange um das flackernde Lagerfeuer, schlürften den heissen Mate und sangen unsre schönen deutschen Lieder.

Stockdunkel war es noch, als wir am nächsten Morgen von Otto unsanft aus dem Schlaf gerissen wurden. Der Kerl hat so einen kleinen verdammten Wecker, der uns schon manches Mal zu nachtschlafender Zeit aus den warmen Schlafsäcken getrieben hat. Erst schimpft man furchtbar, aber nachher ist man froh, dass man frühzeitig aufgebrochen ist. Ein gewaltiger Kakao wurde gebraut, einige Spiegeleier und Butterbrote geges-

sen, dann schnallten wir unsre Rucksäcke um, die Schier an und um 6 Uhr zogen wir los in den dämmernden Morgen hinein. Wir waren zu dritt, Krückel, Pfenniger und ich; die Damen blieben bei den Zelten, um die nähere Umgebung unsicher zu machen, und Lüders, als galanter Mann, leistete ihnen Gesellschaft. Wir drei hatten uns eigentlich kein besonderes Ziel gesetzt, wir wollten nur mal eine schöne Tour ins Tal hinein machen, so weit wie eben die Zeit und unsre Begeisterung reichten. Wenn es ging, würden wir natürlich einer kleinen Besteigung nicht aus dem Wege gehen. Es war kalt und der Schnee vollkommen verharscht, doch da wir Felle untergeschnallt hatten, kamen wir gut vorwärts. Zuerst gings durch eine breite Mulde und nach $\frac{3}{4}$ Stunden standen wir vor einer Felswand, die sich längs dieser Mulde entlang zog. Nach unten, also dem Quemobach zu, konnten wir nicht ausbiegen, da es dort steil und schneefrei abfiel, nach oben hätten wir einen Umweg von mindestens einer Stunde machen müssen. Also schnallten wir ab und stiegen in die Felsen ein. Nach etwa einer halben Stunde Kletterei, bei der wir uns die Bretter immer nachgereicht hatten, waren wir durch, und nun breitete sich vor uns ein endloses, vollkommen verschneites Schigelände aus, das reinste Schneeschuhparadies. Steile Abhänge, flache Höhenzüge, endlos lange Abfahrtsmöglichkeiten, und über allem ein wolkenloser blauer Himmel und eine strahlende Sonne, die eben über den Quemobergen aufstieg. Knirschend glitten unsre Hickory über den glitzernden, unberührten Firnschnee. Hier stiegen wir eine Mulde hinauf, dort fuhren wir einen Hügel in elegantem Telemark ab, glitten an steilen Hängen entlang, zogen über weit ausge dehnte Grate, und hinter jedem Vorsprung, auf jedem Höhenzug bekam man etwas Neues zu sehen, hatte man wieder andre herrliche Aussichten (siehe Bild). Es war ein wunderbares Wandern über Berg und Tal! Zuerst wandten wir uns nach links hinüber bis auf die letzten und höchsten Ausläufer des Plateaus und zogen dann dem Ende des Tales zu. Dadurch machten wir einen ziemlich grossen Umweg, aber das machte nichts, wir hatten ja Zeit. Ab und zu stiessen wir auf ein munteres Bächlein, das stellenweise vom Schnee frei war und zum Trinken einlud. Dann rasteten wir ein Weilchen, tranken einen Becher „harina tostada“ oder assen eine Apfelsine. An einer kleinen hübschen Laguna, die noch stellenweise vereist war, wurde kurze Mittagsrast gehalten. Langsam, aber stetig kamen wir immer höher, rückten dem Capitán beständig näher, und immer stärker regte sich in uns der Wunsch, ihn noch zu besteigen. Um 4 Uhr nachmittags streikte Papa Krückel: „Ich hau' ab, ich will noch eine schöne Abfahrt haben“. Wenn Krückel das so energisch sagt, dann ist er nicht mehr umzu-

stimmen, das wissen wir schon, und so liessen wir ihn denn zurück und zogen zu zweit weiter. Zuerst ging es noch eine Strecke ziemlich eben bis an den eigentlichen Fuss des Berges, dann bogen wir über eine Scharte etwas nach links, also auf die Westseite, und mussten dort einen langen und sehr steilen Abhang traversieren. Es ist das die Schattenseite, der Schnee war hart und wir mussten mit äusserster Vorsicht gehen, um nicht abzurutschen, denn da ging es tief und steil ins Tal hinunter, da hätte es kein Halten mehr gegeben. Bald wurde es uns aber doch zu ungemütlich, und als jetzt ab und zu schneefreie Steine hervorsahen, schnallten wir ab, stellten unsre Schier hinter einen Felsen, holten die Eispickel aus dem Rucksack und zogen zu Fuss weiter. Nun stiegen wir grade hoch, erstmal noch über Schnee, dann kamen Felsen und loses Geröll. Um 6 Uhr nachmittags gelangten wir auf den Gipfel, nachdem wir 12 Stunden fast ununterbrochen unterwegs gewesen waren. Aber die Mühe hatte sich gelohnt, eine prachtvolle freie Aussicht hatten wir hier oben über die verschneite Landschaft, ein unvergessliches Bild. Gen Westen zog sich zu unsern Füßen bis an den Ramón der endlose „Potrero Grande“ hin, unser Schigebiet von „Los Azules“ und „Totorillas“. Weiter rechts das Gebiet vom Skiclub Chile mit seinem 3000 m hohem „Cerro Colorado“, der uns von hier oben ganz klein und hässlich vorkam; dahinter die „Parva“, der „Altar“ und „Plomo“. Nach Osten zu glitt der Blick über die majestätische Kette der hohen Andengipfel: „Morado“, „Mesón Alto“, „Nevado de Piuquenes“, „Volcán San José“, alles fünf- und sechstausender, alles alte Bekannte und für Otto schöne Erinnerungen an harte Arbeit, „noches tristes“ und stolze Erstbesteigungen. Was ist das doch für ein herrliches freies Gefühl, aus eigener Kraft einsam dort oben, hoch über dem Gewimmel der Menschen zu stehen, weitab von allem Aerger und Sorgen des Alltags! Schiller hat schon recht, wenn er sagt:

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
„Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte“.

Aber viel Zeit durften wir dort oben nicht verlieren, mussten uns gehörig eilen, um am Abend überhaupt noch zu den Zelten zu gelangen. Schnell bauten wir zur Erinnerung noch einen Steinmann auf und dann wurde eiligst wieder aufgebrochen. In langen Sätzen sprangen wir das Geröll hinunter. Im Schnee ging das nicht so schnell, da sackten wir oft bis an die Hüften ein und an den Felsen mussten wir aufpassen um nicht in die tiefen Spalten, die unangenehme „Rohrpost“ zu stürzen. Trotzdem hatten wir bald wieder unsre Bretter unter die Füße geschnallt und vorsichtig wurde der Steilhang zurückgefahren. Dann gönnten wir uns ein

wenig Rast, denn jetzt sollte eine ideale, endlos lange Abfahrt durch den Firnschnee beginnen. Doch wir hatten uns leider zu früh gefreut, denn kaum waren wir losgefahren, krach, da lagen wir auch schon..... Bruchharsch. Das war natürlich eine gewaltige Enttäuschung, aber nun hiess es sich doppelt beeilen, denn bei diesem Sauschnee würden wir natürlich nicht so schnell unten ankommen. Zuerst, auf der ebenen Strecke, gings noch leidlich, bis zu der Stelle, wo wir Krückel zurückgelassen hatten. Dort konnten wir noch einen selten schönen Sonnenuntergang beobachten, grossartig und seltsam ergreifend in dieser Höhe und dieser weissen Unendlichkeit. Aber wir mussten so schnell wie möglich weiter, und nun wurde die Sache unangenehm, jetzt wurde es steiler und der Schnee der gemeinste Bruchharsch, den ich je erlebt habe. Otto hatte es verhältnismässig leicht, der fährt viel besser als ich und hatte scharfe Kanten an den Schiern, die sehr schön in den Schnee einschnitten, wenn er nicht grade brach: während ich mit meinen alten rungefahrenen Brettern mehr rutschte und auf dem Boden lag als dass ich fuhr. Bogen fahren kam garnicht mehr in Frage, im Zickzack gings die Hänge hinunter. An jeder Ecke machte Otto einen eleganten Umsprung oder eine Spitzkehre. Ganz bescheiden machte ich zuerst die Umsprünge nach, aber bald war ich durch das ewige Rutschen und Aufstehen so ermüdet, dass ich froh war, wenn ich an den Ecken nicht hinfiel und eine sichere Spitzkehre zu stande brachte.

Glücklicherweise konnten wir die Spur von Krückel verfolgen denn langsam wurde es dunkel und wir waren heilfroh, einen Anhaltspunkt zu haben. Obgleich man trotz Dunkelheit auf dem Schnee immer noch etwas sieht, kann man auf einer unberührten Fläche sehr schlecht erkennen, ob es rauf oder runter geht, und andererseits kann einem jeder kleine Buckel wie ein Berg und die flachste Abfahrt wie ein gähnender Abgrund erscheinen. Krückels Spur führte ziemlich grade abwärts und zwar in Richtung auf den Quempobach zu, dort, wo er mit der Felswand zusammenstösst, die wir am Morgen durchklettert hatten. Und da überfiel uns ein neuer Schreck: an die Felswand konnten wir uns bei der Dunkelheit nicht wagen, würden wir uns nun dort unten in dem unbekanntem Gelände zurechtfinden, wenn die Spur aufhörte und wir in die schneefreien Felsen kamen? Oder mussten wir den Umweg von mindestens einer Stunde oben herum machen? Aber weiter, so schnell wie möglich herunter, irgendwie würden wir es schon schaffen! Otto war immer ein Stück voraus: „Los, Gerd, hart sein, beeilen, beeilen!“ Ich tat was ich konnte, aber unter diesen schlechten Verhältnissen kamen wir doch nur sehr langsam vorwärts. Ab und zu, wenn ich mal wieder wie gewöhnlich auf der Nase

lag, dachte ich so bei mir: „So, jetzt ist alles egal, jetzt ruhst du erstmal tüchtig aus bevor du weiter fährst!“ Aber kaum hatte ich mich gemütlich hingesetzt, da kroch mir die Kälte in die Glieder und trieb mich wieder hoch. Plötzlich sahen wir weit vor uns ein Licht aufflammen... hurrah, die Freunde. Das gab wieder neuen Mut, wir rutschten und schlitterten weiter und kamen dann endlich nach einiger Zeit an die Schneegrenze, wo uns Jürgen und Bastel schon lange erwarteten. Die nahmen uns unsre Bretter ab, gaben uns einen tüchtigen Schluck heißen Tees aus der Feldbützel und führten uns dann einen Pfad durch die Felsen, den Krüchel von einer früheren Fahrt her kannte. Noch eine Stunde Marsch und um 10 Uhr nachts konnten wir unsre müden Glieder auf dem weichen Stroh in den Zelten ausstrecken.

Am andern Tag haben wir unsre Bretter nicht mehr angerührt, haben uns faul in die Sonne gelegt und uns tüchtig ausgeruht. Als wir aber am Nachmittag wieder heimwärts ritten, waren wir uns einig, dass die Besteigung des Capitán eine unsrer schönsten Schitouren gewesen war.

Erstüberquerung der Gloria - Fortunakette.

von SCHULZE, Berlin.

Einige Male schon hatten wir Besteigungs- sowie diverse Besichtigungstouren grösseren Stils unternommen, die durchaus nicht ungefährlich, ja einmal sogar so gemischt waren, dass wir eine ganze Nacht an einer steilen Wand geklebt, bitter frierend, auf den rettenden Morgen warten mussten, zu dem uns die „Lola“ noch liebevoll als Warnung ein paar Kubikmeter Steine auf den Hals schickte. Und heute...? Heute sollte die uneinnehmbar scheinende Festung, „das Zahngeschwür“, in Angriff genommen werden,—und fallen. So kam es dann, dass wir uns mit einer Packmulla und dem Bruder des Ortega am Karfreitag 1936 um sechs Uhr früh von Alfalfal „per Pedes“ auf den Weg machten.

Kräftig schritten wir in den jungen, eben erst zum strahlendem Leben erwachten Morgen, und bald nahm uns die unberührte Wildheit des berausenden „Gloriatales“ auf. Zur linken stieg das mächtige Quemopomassiv über viertausend Meter in den Weltenraum, zur Rechten schossen die senkrechten Wände der „Gloria-Fortunakette“ wie eine schwarze

drohende Mauer in den Himmel, und in der Mitte krochen, wie ein paar kleine, hässliche Ameisen gegen diese Naturgewalten, ein paar unbedeutende Menschen, die es sich in den Kopf gesetzt hatten eines dieser greisen, zackigen Häupter zu erstürmen.

Wir waren vier lustige, altbewährte Burschen, von denen jeder seiner besondere Eigenschaft hatte. An erster Stelle wäre unser Organisator, Hoffotograf, Koch, Wassersucher und Medizinmann Jo Hartmann zu nennen, welcher in der Kordillere eine erstaunenerweckende Beredsamkeit und Theorie über die Heilkräftigkeit der dort wachsenden Bäume, Sträucher und des Unkrauts entwickelt, sodass man sich immer wieder breit schlagen lässt, von den unmöglichsten Sachen zu kauen, bis einem, zu seiner Schadenfreude, davon schlecht wurde. Der Zweite, Mosel, war der ruhigste von uns allen. Als Dritten stelle ich Günther von Hein, oder „Hein mit dem Schifferklavier“ vor, der wie immer, soviel Gepäck mit hatte, dass man sich nur hinsetzen konnte, um zu heulen. Als Vierter im Bunde kam meine Wenigkeit: Schulze, Berlin. Ersparen Sie mir die Aufzählung meiner guten Eigenschaften, denn ich glaube der Name „Berlin“ sagt alles. Kurz und gut, Bergkameraden, wie man sie sich nur denken kann.

Nachdem wir drei Stunden das Gloriatal hintergewandert waren, regten sich die ersten Hungergefühle. Wir machten an dem sich ziemlich bis in den Kessel hinziehendem Wässerchen die erste Rast, um dann den Rest des Weges ohne Unterbrechung zurückzulegen. Es lohnt sich wirklich, durch dieses so herrliche Tal zu wandern, hat man doch hier alle, auch den verwöhntesten Naturschwärmer zufrieden stellende Genüsse: Klares, eiskaltes Quellwasser, reiche Vegetation, rechts und links noch nie erkletterte und wohl auch nie zu erzwingende Felsenwände in deren höheren Regionen die Kondore in durch den Tod geschützten, unsichtbaren Nestern, ihre junge Brut aufziehen.

Die Sonne hat uns erreicht — der Weg wird steiler — die Schatten spendende Vegetation verschwindet, und an ihre Stelle treten irgendwelche Dornen- und andere an dem Boden wucherndes Gebüsch, von denen Jo schon wieder behauptet, sie seien gegen Durst und Bergkrankheit gut. Wir grinsen ihn aber nur verständnisinnig an, uns kann er nicht mehr auf den Leim führen. Mir tut die arme, mit zwei Pack- und diversen Rucksäcken beladene Mula leid, die alle paar Minuten wild atmend stehen bleibt. Um drei Uhr nachmittags haben wir endlich einen mächtigen, von den „Quempo“ und der „Gloria-Fortunakette“ gebildeten fast vegetationslosen Kessel vor uns. Wir suchen Wasser und beschliessen hier sofort die Zelte für die Nacht herzurichten, eine schwierige Sache, mussten wir

doch, um vor Steinschlag sicher zu sein, die Zelte auf ziemlich abschüssigem Hang aufbauen. Doch bald war auch dieses geschafft, und mit dem Hereinbrechen der Dunkelheit flackerte ein lustiges Lagerfeuer zum letzten Gruss an den vergehenden Tag in den rotglühenden Himmel. Wir alle kennen sie, diese herrlichen Augenblicke, in denen jeder verloren, seinen Erinnerungen nachgehend, in das lodernde Lagerfeuer starrt, oder in denen uns kameradschaftlicher Frohsinn und Humor das nerventötende Einerlei des Alltags vergessen lässt. Unser Koch legte darum auch seine ganze Liebe in die Zubereitung des Essens. Es gab Speckbohnen mit „Brätel“. Wir hatten uns so mit dieser „Götterspeise“ vollgestopft, das wir kaum einschlafen konnten.

Mit dem ersten Morgengrauen ging es einer steilen Quebrada zu, in der wir den Anstieg versuchen wollten. Unser Arriero wollte in derselben, angeblich mit einer Mula, in vier Stunden den Gipfel erreicht haben. Diesen Aussagen entsprechend füllten wir natürlich unsere Rucksäcke nur mit dem notwendigsten Proviant. Doch schon nach den ersten hundert Metern schwante uns, dass diese Schlucht kein Spaziergang werden sollte, und dass hier höchstens eine „Mula mit Flügeln“ gehen konnte.

Zu beiden Seiten türmten sich haushohe, zerklüftete, bröckliche Wände, von denen—wir machten den Versuch,— schon der kleinste Stein wahre Gerölllawinen löste. Wir selbst mussten uns von Stein zu Stein weiter fühlen, war doch nicht einer von diesen mitunter mächtigen Brocken trittfest. Wir blieben dicht zusammen, um so wenigstens dem dauerndem Steinschlag weniger Ziel zu bieten. Drei Stunden lang ging es gut, dann kam das erste „Zahngeschwür“, zu dem wir aber das Seil nur als moralisches Halt benutzten. Danach war das Gelände dermassen brüchig, dass wir im Ernst erwogen doch noch umzukehren. Wir seilten uns an. Ich verkletterte mich, und konnte weder vor- noch rückwärts. Hein mit dem Schifferklavier befreite mich aus dieser verdammt unangenehmen Lage. Es wurde fast immer unmöglicher vorzudringen. Jeder Schritt löste Kubikmeter von Gestein, das polternd mit tausendfältigem Echo in die grausige Tiefe stürzte. Ja, noch nicht einmal zu „Jodeln“ trauten wir uns mehr, glaubten wir doch, die Schallwellen wären im Stande, noch mehr Gestein von den Wänden zu lösen. Unsere zerkratzten Hände befühlten, wie eine zarte Liebkosung, zitternd den kalten Stein. Doch nichts... kein Griff, nicht das geringste Plätzchen von wo man das Seil sichern konnte.

Jetzt ging es auch noch mit der Kaminkletterei los, und was ein Kamin mit Bruchgestein ohne verlässliche Seilsicherung ist, wissen wir

wohl alle. Endlich entdeckte Jo 15 Meter höher eine Felsspalte, zu der er unter Lebensgefahr hingelangte, und in die er sich eben noch hineinzwängen konnte. Jetzt konnten wir das Seil für die Nachfolgenden wenigstens einigermassen sichern, und mit grösster Vorsicht — Alarmstufe drei nennen wir es — nur keinen Stein zu lösen, klotzen wir einzeln in die Höhe. Jetzt standen wir vor im Winkel von 70 Grad ansteigendem Gelände, eine wahre Erholung nach dem Vorhergehendem. Dieses war so ziemlich die schwierigste Kraxelei, und ich beschloss im Stillen, lieber auf dem Gipfel zu verhungern, als an dieser Stelle wieder herunter zu gehen.

Plötzlich war es zwölf, wir wussten nicht wie; noch immer war kein Ende dieser unendlichen Steinwüste zu sehen. Eine kurze Rast, und weiter ging es; allerdings bedeutend langsamer, denn die Luft war schon genügend dünn, und das Herz gefiel sich darin, bedeutend schneller zu klopfen. Jo hatte schon längst seine Heilkräuter vergessen, Mosel war noch stiller wie sonst, Hein verfluchte im Stillen sein Gepäck. Das tat er wenigstens auf jeder Tour, aber nur, um auf der nächsten doppelt so viel Kram mitzubringen, und Schulze Berlin sang „Hein spielt abends so schön auf dem Schifferklavier“. Alles in allem, wir waren so ziemlich abgebaut.

Als wir Nachmittags so gegen vier Uhr auf dem Gloriakamm, der hier eine kleine Einbuchtung hatte, standen, und unsere Lungen keuchend voll Luft pumpten, war alle Müdigkeit wie ein lästiger Traum verschwunden. Schweigend standen wir auf dem von der goldenen Nachmittagssonne bestrahlten Gipfel, all diese unsagbare Schönheit wie ein Verdurstender in uns einsaugend. Jeder von uns kennt das Erlebnis der Berge, und doch wissen wir nicht, warum es uns immer wieder in seinen Bann zieht.

Tief zu unseren Füßen lag das sich lang hinziehende Olivarestal mit seinem wildschäumenden Rio Olivares. Gegenüber die gewaltige unerforschte Olivareskette mit folgenden zu sehenden Massiven: Puntas negras, Mesón alto, Cortaderas, Morado, San Francisco, Nevado de Piuquenes und dem Tupungato, hinter uns die grossen Quempoberge in all ihrer Pracht und Herrlichkeit. Ein unvergesslicher Anblick!

Wir fotografierten noch und suchten dann einen Windschutz, um Kriegsrat zu halten. Den gleichen Weg zurück: Unmöglich! So beschlossen wir, in das Olivarestal abzusteigen, es gab hier so herrliche Schutthalten, von denen wir uns wahre Wunder an Schnelligkeit versprachen. — Lebt wohl, ihr trauten Zelte mit dem warmen Lagerfeuer, den Bohnen mit „Bräteln“ und sonstigen leiblichen Genüssen! Wir zogen es vor, das ganze Gloriamassiv zu umgehen, um nicht den schwierigen Abstieg machen zu müssen. Sorge bereitete uns nur der Arriero. Was würde er anstellen

in der Angst um uns. Würde er unsere Sachen alle gut zu verpacken wissen?

Im Laufschrift, hin und wieder auf unsere Eroberung zurückblickend, ging es die Schutthalden hinunter. Nach vier Stunden Abstieg erreichten wir, schon in der Dämmerung, die Brücke des Olivares. Im Dunkeln marschierten wir über die letzten Ausläufer der Olivareskette zum Río Colorado, an dem wir, es war zwölf Uhr nachts, die Brücke nicht mehr finden konnten. Bei einem wärmenden Lagerfeuer warteten wir, bis es heller wurde. Gegen drei Uhr nachts — wir konnten es nicht mehr aushalten vor Kälte — suchten wir abermals die Brücke, und zwar mit Erfolg. Hier trennten wir uns. Jo und Mosel gingen nach Salinillas, weil sie glaubten, dort eher in den Genuss eines heißen Kaffees sowie diverser Sandwiches zu kommen, und wir, Hein und ich, nach Alfalfal, um jemandem zu unserem Arriero zu jagen.

Um 8 Uhr morgens kamen wir, völlig erschöpft, nach einem Aufstieg, der gestern um sechs Uhr morgens begann und unfreiwillig durch drei Stunden unterbrochen war, in Alfalfal an. Wir waren somit 26 Stunden unterwegs. Wir erklärten den Anwesenden unsere Situation. In fünf Minuten hatten wir Mate und Brot, der uns nach dieser 26stündigen Hungertour vorzüglich mundete, eine halbe Stunde später sass der alte Ortega auf dem Sattel, um unser Gepäck zu holen, und als endlich Mittags unsere Kameraden von Salinillas kamen, hatte die Alte eine „Cazuela“ fertig gebraut, die sich sehen lassen konnte. Um vier Uhr kam unser Arriero mit den Sachen, die er bald besser eingepackt hatte wie wir. Alles hatte sich in Wohlgefallen aufgelöst.

Zum Schluss des Berichtes möchte ich noch für besonders Wissensdurstige erwähnen, dass wir auf beschriebenem Gipfel eine nette, kleine Konservenbüchse mit noch netteren kleineren Überraschungen gelassen haben. Berg Heil!

Der Kampf um die Anden-Pyramide.

von KARL WALZ.

Nicht zu verwechseln mit der bekannteren, aber um mehr als 5000 Meter weniger hohen Steinpyramide bei Conchalí hinter dem San Cristóbal, welche Gegend schon erwiesenermassen von den Inkas bewässert worden ist, und also nicht Gegenstand einer Erstbesteigung sein konnte. Vielmehr ist unser fast 6000 Meter Cerro Pyramide ein schöner Eckpfeiler der chilenisch-argentinischen Grenzkette nördlich des Marmolejo, an

den sich in nördlicher Richtung unmittelbar der Nevado de los Piuques, und in weiterer Folge der stolze Cerro Alto, der Tupungatito und schliesslich der Tupungato anschliesst.

Wenig rätlich erscheint es, die sehr schroff abfallende Pyramide von der penitentesreichen argentinischen Seite her zu besteigen, und so pirschten wir uns denn das Coloradotal entlang, um in das noch unbekannte obere Museo-Tal zu gelangen. Wir, das heisst; Sebastian Krüchel, Hermann Gerstenmaier und der Chronist ritten also am 29. Januar 1937 in aller Frühe von Alfalfal weg, in Begleitung der Brüder Ortega. Um die Mittagsstunde nahmen uns die heissen Quellen der Bäder von Saliñillas auf; nach kurzer Rast geht es weiter aufwärts im schönen und abwechslungsreichen Coloradotal. Mal verengt sich das Tal so, dass wir mühsam und geduckt uns neben dem rauschenden Fluss auf dem in den Felsen gehauenen Weg dahinschlängeln, mal geht es über hohe Felsen und dann wieder öffnet sich das Tal und bietet dem Reiter einen bequemen Weg über Vieh- und Schafweiden. Unsere Tierführer müssen an verschiedenen Stellen absteigen und den von Lawinen verschütteten Weg frei machen, damit die Mulas mit ihrer Last nicht stolpern.

Ueber den „Potrero Nuevo“ (siehe Bild) gelangen wir schliesslich am Abend zur „Caleta de la vaca“, wo wir abladen und die Nacht verbringen. Das ist eine ein paar Meter über dem Fluss gelegene „Bucht“, dargestellt durch eine Anzahl riesiger Felsbrocken, in denen sich vor Jahren einmal eine Kuh den ganzen Winter über aufgehalten hat. Dieses Rindvieh, wie wir wohl sagen dürfen, hatte sich beim ersten Schneefall talaufwärts, statt nach unten, begeben und fand natürlich bald den Rückweg versperrt; es ist ein wahres Wunder, wie es sich die ganzen Wintermonate über auf 2200 Meter Höhe halten konnte.

Weiter geht es am nächsten Morgen. Wir kommen am Estero Rabicano vorbei, die schneebedeckte Kuppe des gleichnamigen Berges grüsst uns von links, dann reiten wir durch die „Aguas Blancas“ und kommen um 12 Uhr zu den Baños Azules. Das sind nun zwar keine warmen Bäder, sondern bitter kalt, aber die wunderschöne blaue Farbe der mehrere Terrassen ausfüllenden Quellen bildet einen prachtvollen Anblick, besonders von der am anderen Ufer am Steilhang befindlichen Felsenwohnung der Schafhirten aus, die wir jetzt begrüssen.

Und schon verlassen wir das Coloradotal und biegen in südöstlicher Richtung ins Museotal ein, wo wir recht gut vorwärts kommen und am Spätnachmittag halt machen auf dem letzten grünen Fleckchen, das unseren Tieren noch Nahrung verspricht. Es ist die Vega del Guana-

co, so benannt, weil da ein von seiner Herde ausgestossenes Guanaco seine letzten Tage gefristet hat. 3500 Meter zeigt unser Höhenmesser an, hier schlagen wir das Hauptlager auf, schnell genug, denn das Wetter sieht nicht gut aus, es schneit so ein Bischen.

Jetzt kommt ein Ruhetag. Die Ortegass holen Holz mit den Mulas, weiter unten; wir andern freuen uns des schönen Wetters, der herrlichen Aussicht auf die sich vor unseren Augen im Norden ausbreitenden Ketten des Rabicano, der Catedral, des Chimbote mit den Polleras dahinter, lauter Berge zwischen 5000 und 6000 mit riesigen Gletschern und schroffsten Kanten. Wir spielen mit den zutraulichen „Cojones“, grosse Vögel mit perlhuhnartigem Gefieder, die sich gar nicht vor uns fürchten und wählen schliesslich mit Bedacht einige köstliche Brocken aus unseren Essvorräten aus, um eine solide Grundlage für die nächsten Tage zu schaffen.

Wenn wir ganz unter uns wären, so würde jetzt schlicht festgestellt, dass sich dabei einer von uns überfressen hat. Weit entfernt aber, sich an dieser Stelle solch salopper Ausdrucksweise zu bedienen, bemerkt der Chronist nur mit Bedauern, dass sich Kamerad Gerstenmaier am nächsten Morgen einer Magenindisposition bewusst ward, die ihn verhinderte, unseren Rekognoszierungsritt mitzumachen. So mussten wir beiden denn allein los, nur von Ezequiel Ortega (siehe Bild) begleitet, der, obgleich in diesem Fundo gross geworden, doch niemals höher in das Tal eingedrungen war, noch gehört hatte, dass jemand hier oben gewesen wäre.

Ohne die sehr guten Reittiere Ortegass wären wir kaum weit gekommen, denn da war alles nur Geröll und grosse Felsen und steile Hänge. So aber gelang es uns doch, dem unwegsamen Hochtal einen Pfad abzuwingen, wenngleich wir oft genug absteigen mussten. Unser Ziel war ja, möglichst weit mit den Mulas vordringen zu können, damit wir das Gepäck ins Hochlager nicht selbst zu schleppen brauchten. Um 10 Uhr fanden wir uns vor einem gewaltigen Penitentesfeld, das, scheinbar, als Talsperre gedacht war. Zugleich merkten wir auch an scharfen Rissen im Boden, dass wir uns schon geraume Zeit auf dem mit Geröll übersäten Gletscher befanden. Nun galt es, abzustiegen und eine Furt zu suchen, die uns den Büsserschnee umgehen liess. Eine nicht ganz unbedenkliche Sache, denn die Tiere sanken immer wieder in dem schwarzen, gurgelnden Schlamm ein, so dass wir heilfroh waren, nicht drauf zu sitzen. Hier und dort versuchten wir, unsere wackeren Mähren über das Eis zu bringen und schliesslich hatten wir Glück und sahen das erste Penitentesfeld hinter uns. Eine Stunde mühsamen Weitersteigens vorbei an einer

Unmenge von Gletschertischen und Stischen, über Eis und Geröll und eben sich aus dem Gletscher herauslösende Rinnsäle, und wir sehen das Ende des Hochtales vor uns: Penitentes, und nichts wie Penitentes! Hier brechen sich die Gletscher, die herunter kommen von der Pyramide, vom Piuquenes, vom „Trono“, wie wir den stolzen, im Westen des Nevado de Los Piuquenes aufragenden Berg benannt haben, und schliesslich noch von den namenlosen Fünftausendern, die sich in Fortsetzung der Pyramide nach Chile hinein erstrecken. Soweit das geblendete Auge reicht, sieht es die vielgestaltigsten bizarren Formen des Büsserschnees, bis hinauf zu den Spitzen der Berge.

Hier gleichen die Penitentes einer Rotte frommer Pilger, die in andächtigem Schauen versunken sind. Dort nehmen sie haushohe, gewaltige, finstere Formen an, da drüben gar funkelt und gleisst es in himmelstürmender Kirchturmhöhe herüber, bildet tiefblaugrüne Schatten und lässt aus hunderten glitzernden Eiszapfen silberne Wassertropfen zur Erde fallen (siehe Bild).

Eine kleine Mulde in dieser wilden Einsamkeit. Von oben fliesst eilig ein Wässerchen herab; gespeist von den vielen Tautröpfchen, durch welche die hunderttausend glänzenden Büsser der Sonne ihren Tribut zahlen. Ein klarer, kalter Teich nimmt das Bächlein auf, um uns herum nichts wie Penitentes, die terrassenförmig nach allen Seiten aufsteigen und den blauen Himmel ringsum mit zackigen Eisgebilden umkränzen.

Verstummt ist das harte Aufschlagen des Pickels, verstummt das knirschende Geräusch der schweren Stiefel auf dem Eis, den Atem anhaltend nehmen wir diese märchenhafte fremde Welt in uns auf, jeden Augenblick gewärtig, dass wir aus einem Traum aufwachen und der feenhafte Spuck zu Ende ist. Leise gurgelnd bahnt sich das Wasser einen Weg durch einen in die Eiswand gebohrten Tunnel.....

Wir haben genug gesehen. Hier müssen wir unser Hochlager aufschlagen, denn die Pyramide zeigt eine lange eisfreie Kante, auf welcher der Aufstieg möglich erscheint.

Jetzt geht es zurück zum Lager, ein Ruhetag wird eingeschaltet, doch auch am folgenden Tag ist „Don Germancito“, wie Ortega unseren Weggenossen nicht unzutreffend nannte, noch nicht auf Draht, so dass er schweren Herzens und Magens beschliesst, lieber unten zu bleiben. Zum Glück hat er wenigstens die Genugtuung, mit anzusehen, wie wir uns (zum erstenmal in unserem Leben!) mit köstlichster garantiert echt naturseidener Unterwäsche schmücken, welchen Stoff er eigens zu diesem Behufe hat weben lassen. Uebrigens hat sich diese Wäsche ausgezeichnet bei Kälte bewährt.

So ziehen wir also alleine los, mit allem Gepäck für zweitägigen Aufenthalt. Gegen Mittag sind wir ungefähr auf der höchsten Stelle, wohin man es mit den Mulas noch riskieren darf, unmittelbar am Rand des Gletschers schlagen wir das Hochlager auf 4.500 Meter auf.

Wir gucken noch ein Bischen die Gegend an, fotografieren, kochen, schlagen das Zelt auf und legen uns schlafen. Das heisst, wir legen uns hin, denn geschlafen haben wir trotz eigentlich günstigster Begleitumstände recht wenig, wahrscheinlich wegen der Höhe. Immer wieder wacht man schreckhaft auf und starrt auf die Penitentes vor der Zeltspalte (siehe Bild). Na, es wurde doch 2 Uhr morgens. Wir kochen schnell ein leichtes haferflockenartiges Gebräu („Hafer verleiht Pferdestärke“, war unsere Lösung), essen alles auf und marschieren um 3 Uhr mit Laterne ab.

Leider war der erste Teil recht steil und nichts wie Geröll, auf dem kein fester Stand zu fassen ist. Bald sind wir des Abrutschens überdrüssig und suchen uns durch die Penitentes einen Weg nach oben. Die Preisfrage, ob es besser ist, bei je 3 Schritt 2 im Geröll abzugleiten, oder durch die hohen, harten Penitentes durchzuturnen, wir versuchten sie zu lösen, aber ohne einheitlichen Erfolg: immer erschien uns die andere Art als die bessere! Nachdem wir uns durch kaminartige Felspartien durchgewunden hatten, wurde die Geschichte etwas flacher. Wir setzten uns zu kurzer Ruhepause, doch es umfing uns eine bittere Kälte, die sich ungeniert durch Handschuhe und Mütze durchfrass und uns den Gedanken nahelegte, doch lieber weiterzugehen.

Es ging also weiter. Langsam allerdings, doch konnten wir bald eine Felspartie erreichen, auf die es mein Kamerad schon vom Hauptlager aus abgesehen hatte. Sie war nicht ganz unbeschwerlich zu begehen, bot aber immerhin dem Fuss mehr Halt, als das ewige Geröll, das sich im Uebrigen bis zur Spitze hinzog. Der Sonnenaufgang traf uns bei einer grösseren Ruhepause am Rande eines Penitentesfeldes, und wir freuten uns an dem guten Wetter, das uns bevorzuzustehen schien. Und wirklich waren wir vom Glück begünstigt: Den ganzen Tag strahlender Sonnenschein und dabei, was die Hauptsache war, ganz wenig Wind.

Dies erleichterte unseren Aufstieg. Bald beschlossen wir auch einstimmig selbst etwas zur „Erleichterung“ beizutragen und liessen Seil, Zelttuch und Steigeisen als unnötig zurück, weil es so aussah, als brauchten wir sie nicht mehr. Das war mir recht willkommen, ich begann schon, langsam „genug zu kriegen“, auch hatte ich bereits aufgehört, unter der Unmenge von Versteinerungen, von denen der Berg bis zum Gipfel ge-

radezu übersät war, nach nicht zerbrochenen versteinerten Muscheln zu suchen.

Bekanntlich stellt das Bergsteigen eine treffende Symbolik für das Menschenleben dar: Man will möglichst schnell unter mässiger Anstrengung recht hoch hinauf! Der Gipfel, der von unten nicht halb so schlimm aussieht, rückt aber bei jedem kleinen Berg „vorsprung“, den man unter erheblichen Mühen gewinnt, scheinbar immer mehr in die Ferne. Rückschauend, kommt dir deine Leistung recht beachtlich vor, siehst du aber nach vorne, so musst du mit Befremden feststellen, dass das ersehnte Ziel ganz verschwunden ist hinter einem neuen Hindernis, das du vorher gar nicht beachtet hattest.

Und siehe da! Du musst vorübergehend aller Spitzenleistung und hehren Gipfelgedanken entsagen und dich einer kleinen Schinderei unterziehen, um diese Hürde zu nehmen. Soll es nicht in eine grosse oder gar vergebliche Schinderei ausarten, so tust du gut daran alle deine Kräfte jetzt nur darauf zu konzentrieren, um durch listige Ueberlegung und weises Haushalten deiner Kraft dir den besten Weg auszusuchen. Auch Umwege, Zick-Zackrouten und gelegentliches Runtergehen (um mit besserem Anlauf die Hürde zu nehmen) – Welch schöne Symbolik des Lebens! –, dürfen dich nicht abschrecken, auch sie führen zum Ziel, meist schneller, als der gerade Weg.

Wir hatten in der geschilderten Weise einige wenige Hindernisse zu begehen, wir haben gezzickt, dass wir schon kaum mehr gerade gehen konnten, und wir hatten Glück; denn schliesslich waren wir oben. Es war am Freitag, den 5. Februar 1937, punkt 12 Uhr mittags. Was selbst Krückel bei aller Erfahrung noch nie auf einem Gipfel passiert war, hier durfte ers erfahren: Wir konnten bei köstlichem Wetter abkochen. 5950 Meter zeigte der Höhenmesser, wir tranken Tee, wärmten unsere Büchse mit eingemachten Pflirsichen an, assen selbige auf, steckten in die leere Dose unsere Karten mit einigen Worten der Erklärung und versenkten schliesslich auf dem Grund des Behälters 1 (einen) Peso chileno, geprägt im Jahre 1933, teils, als kleinen Ansporn für Landeskinder, denselbigen abzuholen, teils, weil ihn Krückel gerade da hatte. Das ganze wurde von Steinen umsäumt.

Noch hatten sich die ersten Nachmittagswölkchen nicht gebildet, sodass wir einen herrlichen Ausblick hatten. Um der Wahrheit die Ehre zu geben: grossartig sehen die Berge von unten aus, auch gewaltige Brocken verlieren, von oben gesehen, an Höhe.

Im Südwesten steht das Marmolejo-Massiv mit dem San José, von

einer Anzahl hoher Berge im Hintergrund eingerahmt. Nach Süden zu schliesst sich die Loma Larga und Mesón Alto-Gruppe, an die ein Gebirge für sich bilden. Unmittelbar unter uns dehnt sich das Yesotal, das hier ebenso seinen Ursprung hat, wie der Museo nach der anderen, nördlichen Seite zu. Unser Museo entspringt also recht eigentlich bei der Pyramide und nicht, wie seither angenommen, beim Cerro Alto. In der Verlängerung des Yesotales, im Hintergrund, sind dann San Lorenzo und Peladeros, rechts neben uns jedoch namenlose, gewaltige Berge mit riesigen Gletschern. Im Osten erkennen wir die wohlbekannteren Berge des Olivarestales im Vordergrund, dahinter die Plomogruppe, Olivares- Gletscherbecken, Cerro Littorio, Risopatrón. Jetzt drehen wir uns weiter um und finden wieder die uns von unten bekannte Kette Rabicano, Catedral, Chimbote, Polleras, anschliessend daran ein ganz vergletscherter Berg, der noch nicht in der Karte steht und dann der stolze Cerro Alto. Zwischen den beiden guckt die Spitze des Tupungato hervor, und schliesslich noch unser nächster Nachbar, der Nevado de los Piuquenes, mit dem uns verschiedene hundert Meter weiter unten ein Kamm verbindet. Eifrig studiert Krücker die lange Eiswüste, die bis zum Gipfel reicht und auf der er verschiedentlich den Anstieg versucht hat. Von Norden nach Südosten schliesslich zieht sich eine lange Kette argentinischer rötlicher Berge, jenseits des Tunuyantales. Halt, wir dürfen nicht zu sehr nach der Seite hin gehen, denn es knackt bedenklich in den Penitentes, die sich von der Seite bis zur Spitze heraufschieben und den steilen Absturz durch überstehende Eiswächte noch gefährlicher machen! Wir wollen uns auch gar nicht zu mausig machen, denn wir sind goldfroh, dass wir so günstige Umstände für den Aufstieg gefunden haben.

Zwei Stunden bleiben wir oben, dann steigen wir befriedigt ab. Als wir dann am nächsten Tag wieder heimritten, zum Hauptlager, da kamen wir in einen Schneesturm, tagelang konnten wir die Pyramide nicht mehr sehen, und, als die Spitze endlich wieder aus den Wolken emportauchte, da war sie voller Schnee.

Die Besteigung der Vulkane Shoshuenco und Mocho am Pirehuaico.

von Dr. Rudolf Heege.

Erinnerte sie nicht an die schwäbische Heimat, die kleine Bimmelbahn, die uns von Los Lagos über eine halsbrecherische Brücke in die Urwälder hineinführte? Und dann kam eine Haltestelle mitten im Wald,

und es musste erst Holz geladen werden und gefeuert, damit wir die nächste Steigung hinaufkamen. Dann aber ging es hinab zum Riñihuesee und statt um 4 Uhr anzukommen, war es 7 Uhr geworden... Paciencia, sagen sie hier, und wir in Schwaben: „Es ist mol einer am Pressiere gstorba“!

Das Wetter ist trüb und in grünlich-grauen Farben schimmert der See... nichts zu sehen von der Kordillere. Ein kleiner Abendspaziergang an dem See entlang, da zieht wie ein Vorhang der Dunstschleier weg und im Abendglühen der letzten Sonnenstrahlen steht der Doppelgipfel des Shoshuenco und Mocho, weisse Schneehäupter in Rosa getaucht, vor blauem Himmel sich abhebend, in grünen Fluten des Riñihuesees sich spiegelnd. Donnerwetter, und dieser steile Grat des Shoshuenco zur Rechten... da müssen wir rauf... Und ich weiss, dass wir raufkommen, der Berg hat uns freundlich zugegrüsst. Ob er ein Leben hat? Dämliche Frage einer Grossstadtwanze... „Natürlich“!

Der nächste Tag bringt uns auf den Mirador bei Riñihue. Wir reiten ein kleines Stück hoch, dann geht es auf allen Vieren wie Affen steil im Urwald hinauf, vorne der Führer mit dem Machete. Aber der Ausblick lohnt: Vom Osorno, Puntagudo und Tronador im Süden über Mocho und Shoshuenco im Osten bis zum Lanin, Villarrica, Llaima im Norden... zu Füssen der Riñihuesee und links ein Zipfel vom Panguipulli und der tiefblaue Calafquensee.

2 Tage weiter, es ist der 17. Januar 1934, stehen wir abmarschbereit in Chanchan und warten auf die Pferde. Schwer lasten die Wolken auf dem Zackengrat zur Rechten... Wie oft fragen wir: „wie wird das Wetter?“ Es sieht aus, als ob es jeden Augenblick losregnen könnte, aber ich weiss, der Berg hat uns gegrüsst und bestehe auf Aufbruch. Um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr geht es los, in Quilaco verlassen wir den Panguipullisee und steil führt der Weg durch herrlichen Urwald hoch. Da, $\frac{1}{2}$ 11 Uhr, die Wolken verteilen sich und gespenstisch und riesenhaft grüsst das Schneehaupt des Shoshuenco durch die Baumwipfel über uns. „Er“ grüsst uns, wir sind willkommen. Unwillkürlich treibe ich mein Pferd an und breche mir durch die Quilas Bahn... Wir kommen schon, nur Geduld!...

Um 12 Uhr sind wir an der Schneegrenze, steigen ab, kurze Rast, der Führer bleibt bei den Pferden. Von drüben grüsst majestätisch mit dem berühmten Eisabbruch der Eiskappe der Lanin. Stürzte da nicht der deutsche Gesandte von Erckert? Ich vergesse fast den Shoshuenco vor mir, gebannt vom Lanin, nicht ahnend, dass genau ein Jahr später ich den Fuss auf seinen Gipfel setzen würde... 12 Uhr 15 geht es in den Schneefeldern hoch... Wir sind schlecht ausgerüstet, ohne Steigeisen, ohne Pickel...

deshalb traversiere ich auf den Grat. Ist es die stehengebliebene Ostwand jenes Riesenkraters? 2½ Stunden folgen wir dem Grat über Türme scharfkantiger, brüchiger Lava... links und rechts geht es hunderte von Metern hinab... Verdammt!, ein Sprung in die linke Schneehalde rettet mich gerade noch, der Lavablock, den ich überklettern wollte, rollt nach rechts in eine Staubwolke gehüllt auf das Eisfeld des Kraterinnern hinab. 3 Uhr, wir erreichen die Schneespitze, da stehen, durch einen 50 Meter tiefen Einschnitt abgetrennt, zwei Felsentürme... die höchsten Spitzen. Der Aufstieg von Norden wird abgeschlagen, alles bricht. Wir umgehen nordostwärts, verlieren an Höhe, überqueren zwei Gletscherspalten, durchsteigen eine weitere, arbeiten uns im Schnee nach hoch, und die 5 Meter Eiswand, im Steigungswinkel 45 Grad über einer grossen Gletscherspalte, kommen wir langsam, aber vorsichtig—Stufe für Stufe mit den Schuhen einscharrend—hoch. 10 Meter im Fels noch und wir sitzen um 3½ Uhr auf der höchsten Spitze im Reitsitz, so schmal ist sie. Aber herrlich war der Ausblick! Vor uns der weisse, oben eingekerbte Vulkankegel des Mocho, nach Süden der Osorno, Yate, Puntagudo und Tronador, nach Norden Lanin, Villarrica, Llaima und unter uns fächerförmig um den Berg angeordnet die Seen Riñihue, Panguipulli, Neltume und Pirehuaico, eingebettet in die dunkeln Urwälder.

Der Abstieg hatte eine heikle Stelle, die fünf Meter Eiswand herunter ohne in die Gletscherspalte zu sausen. Ich liess meine beiden Gefährten am Seil herunter, dann kam ich als letzter, da sprang das Seil ab und ich weiss heute noch nicht, wie ich glücklich runter kam... Es war zu spät zum Mocho hinüber, so ging es über den Grat zurück. Um 6 Uhr waren wir an der Waldgrenze bei den Pferden und hinter uns verhüllten aufziehende Wolken den Gipfel... Glück muss man haben!

Zwei Jahre gingen ins Land, bis ich wieder in jene herrliche Gegend Chiles kam. Diesmal galt es dem Mocho, es ist nicht der im Volk gemeinhin als Mocho bezeichnete Quetrupillan zwischen Villarrica und Lanin, sondern der östliche Nebengipfel des Shoshuenco. Im strömenden Regen ging es von Enco nach Huilo-Huilo. Die Araukaner begegneten uns in Sonntagstracht und Schmuck, jede Frau ein kleines geschlachtetes Schaf tragend. Sie gingen zur Junta, um 24 Stunden unter freiem Himmel sitzend, den Gott des Shoshuenco um gutes Wetter zu bitten. Was hatten sie für schönen Silberschmuck, schwere, selbstgewobene Stoffe, wettergebräunte, mongolische Gesichter...

Am 12. Januar 1936 mit 2 Stunden Verspätung reisten wir ab von Huilo-Huilo... unser Führer hatte die Pferde ohne Sättel gebracht... aber Geduld... wir ahnten ja nicht, dass diese 2 Stunden den ganzen Tag uns fehlen würden. Durch herrlichen Urwald geht es über Miraflores zur Schneegrenze, die wir nach $3\frac{1}{2}$ Stunden erreichen. Der Himmel bewölkt sich und aus den weissen Schneeflächen vor uns hebt sich rechts die Steilspitze des Shoshuenco, links der weisse Vulkankegel des Mocho mit Schneewächten und Spalten ab. Wir haben Neuschnee, der um die Mittagsstunde weich und nass ist... das Spuren, oft bis zum Knie, strengt an. Wir lösen uns alle 10 Minuten ab, und die endlose Fläche hinauf zwischen beiden Gipfeln will und will sich nicht ergeben. Schon sitzt der eine in einer zugeschnittenen Spalte... er fängt sich mit dem Eispickel auf... Jetzt gehen wir ans Seil,... 20 Spalten sind es, die der Mocho wie einen Panzer vor sich legt. Der Sturm nimmt zu... Die Seen unten haben goldglänzende Flächen im Sonnenschein, die Berggipfel des Lanin und Villarrica sind verdeckt, nur die untersten Stümpfe sind noch zu sehen.

Da kommt das Wolkentreiben zu uns... Wolkenfetzen verhüllen unsere Vulkanspitzen, als wir oben zwischen den beiden Gipfeln den Rand der Hochfläche erreichen. Noch 4 Stunden stehen wir mitten im Eissturm und Wolkentreiben. Gespenstisch sieht die Steilspitze des Shoshuenco aus... Auf Sekunden geben die Wolkenfetzen den Mochogipfel frei... sollen wir weiter?

Wie schwer ziehen sich die Steigeisen an bei gefrorenen Händen! Dann geht es den letzten Steilkegel hoch auf der NNÖstflanke. 17 Uhr 10 stehen wir oben, sehen keine 10 Meter weit, haben Mühe, uns am Kraterrand zu halten, aber wir sehen unter uns einen schwarzen Kratersee. Unheimlich, dies schwarze Auge, von einem Schneerand umsäumt im Wolkentreiben... Aufnahme... sie ist dank der gefrorenen Hände nichts geworden... dann wieder runter. Wie gut, dass wir unsere Schneespur haben, wir sehen zuweilen keine 5 Meter. Dann, nach einer Stunde Abstieg, sind wir, wie abgeschnitten mit einer Linie, aus der Sturm- und Wolkzone heraus, da zerreisst auf ein paar Sekunden die Wolkenwand nach Norden, und der Lanin steht in seiner ganzen Pracht vor uns – ein herrliches Bild! Doch ehe ich knipsen kann, ist er wieder verhüllt.

Um $7\frac{1}{2}$ Uhr sind wir bei den Pferden. Ein phantastischer Nachtritt durch den Urwald, am Wege Glühwürmchen und Leuchtkäfer, bringt uns um Mitternacht nach Huilo-Huilo zurück.

Die späteren Nachforschungen ergaben, dass die Steilspitzen des Shoshuenco zum ersten Mai von uns erstiegen worden sind, und dass die

Besteigung des Mocho, die erste von Europäern durchgeführte war. Ein chilenischer Vaquero hatte den Mocho vor Jahren bestiegen und die Kunde vom Kratersee mitgebracht. Als wir in Los Lagos wieder in die Hauptbahn stiegen, grüßten die beiden Spitzen des Mocho und Shoshuenco uns zum Abschied.

Bemerkenswerte Besteigungen der Hochkordillere.

von SEBASTIAN KRÜCKEL.

Die nachstehende Zusammenstellung enthält einige Nachträge von geschichtlichen Daten zu unserer Andina-Ausgabe von 1933.

Da das Bergsteigen in den letzten Jahren, erfreulicher Weise, einen beträchtlichen Aufschwung erhalten hat, ist es wohl angebracht, von jetzt ab nur noch Erstbesteigungen zu registrieren. Alle Bergfreunde werden freundlich gebeten, verbürgte Daten an den D.A.V. zu richten.

- 1907 Griebel, Heitmann, Gwinner, Philippi, Hanisch, Dunker, Kuhlmann, Schmidt besteigen als erste den Vulkan Tupungatito. Er war 1897 von Risopatrón entdeckt und vermessen worden.
- 1933 Klatt und Bethke besteigen als erste den Cerro Granito, 4100 m. (Echaurren-Kette).
- 1934 25. Februar die italienische Andenexpedition unter Leitung des Grafen Aldo Bonacossa besteigt den Cerro Cuerno, 5520 m (Erstbesteigung) 3. März. Die Italiener besteigen den Nevado Juncal, 6110 m (Erstbesteigung von der chilenischen Seite aus). 3. April. Die Italiener führen die Erstbesteigung des zwischen Plomo und Altar gelegenen Berges aus und taufen ihn Cerro Litoria, 5400 m. Dieser Berg wird in der Andina 1931, Heft 6, mit Cerro Unión bezeichnet.
- 1934 18. Januar. Die polnische Andenexpedition bestehend aus: Daszynski, Dorawski, Karpinski, Narkiewicz-Jodko, Osiecki, Ostrowski besteigt zum erstenmal den Cerro Mercedario und stellt die Höhe mit 6800 m fest.
- 1934 Erstbesteigung der 6000 m hohen Mesa durch die Polen.
- 1934 Erstbesteigung der 6100 m hohen Alma Negra durch die Polen.
- 1934 Als letzte Erstbesteigung erreichen die Polen bei ihrer erfolgreichen Expedition den Cerro Ramada mit 6400 m Höhe.
- 1934 Meixner und Northeimer besteigen als erste den Cerro Amarillo. 4240 m.
- 1934 Pfenniger und G. von Plate besteigen als erste einen Viertausender der Quempoberge und zwar mit Skiern (Cerro Capitán).
- 1934 Dr. Heege, Kärner, Steenblock besteigen den Volcán Shoshuenco, 2240 m, Erstbesteigung des letzten Picos.
- 1935 Erstbesteigung des Cerro Risopatrón, 5750 m durch Krückel, Pfenniger, Walz.

- 1935 Meixner, Lange besteigen den Cerro Puntigudo im Colina-Tal, 4110 m, Erstbesteigung.
- 1935 Gehring und Koch besteigen Plomo Negro, (westl. des Plomo) 5000 m, Erstbesteigung.
- 1936 März. Besteigung des äussersten Ausläufers der Quempoberge (Cerro de la Gloria, 3200 m) mit Abstieg auf die Loma des Gloria-ales zu, durch Hartmann, Schulze, Warsitz II.
- 1937 7. Januar. Johann Teufel und Stefan Zuck besteigen als Erste den Cerro Paine, 2670 m, in Magallanes.
- 1937 Eine polnische Expedition, bestehend aus: Yustyu Wojsznis, Stefan Osiecki, Witold Paryski, Jan Alfred Scrypanski führt folgende Erstbesteigungen aus: Ojo del Salado, 6870 m am 27. Februar, Nevado Pissis, 6780 m, am 7. Februar.
Ausserdem: Cerro Tres Cruces, 6600 m, Cerro Azufre oder Volcán Copiapó, 6080 m und Cerro de los Patos. Ob der eine oder andere der letztgenannten Berge etwa schon von Mineros bestiegen worden ist, wissen wir nicht, jedenfalls scheinen alle touristische Erstbesteigungen zu sein.
- 1937 5. Februar. Erstbesteigung des Cerro Pirámide, 5950 Meter, durch Krückel und Walz.

BESTEIGUNGEN DES ACONCAGUA.

- 1934 Anfang März durch die italienische Expedition (7. Besteigung).
- 1934 einen Tag später: polnische Expedition.
- 1935 1. März Strasser, Anselmi und Pasten als Begleiter.
- 1935 Coronel Flatamura.
- 1936 2. März. Link im Alleingang
- 1937 31. Januar. Juan Schuckert im Alleingang.
- 1937 17. Februar. Ruperto Fraile, Fernando Solari und Carlos Espinoza. Fraile und Solari finden beim Abstieg den Bergsteigertod, Espinoza kommt mit Erfrierungen und Schürfungen verletzt zurück.
Als Besonderheit berichten wir noch:
- 1937 Februar. Frau Lance besteigt als erste Frau den 6650 m hohen Tupungato zusammen mit ihrem Mann und mit Carlos Anselmi, der diese Besteigung schon voriges Jahr versucht hatte.

Die Guanaco = Jagd

oder

die ergötzliche Geschichte einer Erstbesteigung

von DON CARLOS.

Wenn man von der deutschen Schutzhütte in Lo Valdes aus nach Argentinien geht, so benutzt man den bekannten Nieves-Negras Pass. Ist man aber ganz gerieben und hat man wenig Bedarf nach Leuten, die einen auf der anderen Seite nach Pässen oder gar nach dem Zweck der mitge-

brachten Gewehr' und Waffen fragen, so benutzt man zu diesem Behuf den etwas höheren Colinapass und gelangt dann in das Bandera-Tal zu Füssen des stolzen Cerro Castillo.

Behutsamst hatten sich eines Tages vier Mann dort eingeschlichen: Don Sebastian, Don Otto, Don Carlos und der mit allen Koralleienwasern gewaschene Don José María (siehe Bild). Zu welchem Behufe? Nun, der pfiffige Leser hat es schon an der Überschrift gemerkt: a) um Guanacos zu jagen, b) zwecks Erstbesteigung des Castillo. „Ich denke, es ist verboten, Guanacos zu schießen? „Drum eben, sonst wäre die Sache ja reizlos!“ Uebrigens muss hier gleich gesagt werden, dass da ein eingetragener „fleischter“ (oder eingepflanzter?) Vegetarier dabei war, der von allem Anfang an das Verwerfliche des Unterfangens verdammt. Aus verschiedenen Gründen konnte er selbst den Mord des einzigen Guanacos nicht billigen, was die Expedition sich schon in Santiago zugestanden hatte. Und dessertwegen man auch für die 2 Wochen Don José nur aufgetragen hatte, bloss für die drei ersten Tage Fleisch mitzunehmen. Was wiederum Don José dahin ergänzt hatte, dass es ja im Bandera-Tal soviel Guanacos gebe, dass wir gleich am ersten Tage zu Schuss und Spiessbraten kämen, weshalb eine Mitnahme von gewöhnlichem Fleisch ganz unnötig sei. Und unterblieb.

Nun, als die Karawane den Pass herniederstieg, da sah man zwar wenig Guanacos, auch wenig Gras, das diese Tiere hätten fressen können und man musste ziemlich weit ins Tal hinunter, um ein paar spärliche Grashalme zu finden, die den Reitieren als Weide präsentiert wurden. Das Zelt wurde auf einem hohen Bergvorsprung aufgeschlagen, von wo aus man weit und tief ins Tal hinunter sehen konnte, allerdings leider auch keinen Schutz gegen den Wind hatte.

In Anbetracht des Vakuums oder Guanaco-leeren Raumes, der uns hier oben umgab, mussten wir folgerichtig schliessen, dass es weiter unten im Tal nur so von diesen Tieren wimmelte, zumal wir auf Schritt und Tritt auf Guanacosspuren gestossen waren, worunter unser scharfes Auge — via Don José — sogar solche von Neugeborenen entdeckt hatte. Da sich nun aber leider auch die allerfrischeste Guanacospur schlecht zum Spiessbraten eignet, zogen wir also aus, um die Hauptmasse des Cerro Manchado in der Flanke anzugreifen.

Nach ein paar kurzen Stunden hatte unser Jagdeifer einen frechen Guanacobock gewittert, der es sich an einem grünen Hang gütlich tat. Don Otto dies sehen, runter vom Gaul, auf Vorder- und Hinterfüssen das Untier beschleichen, war eins! Bum! tönte es plötzlich an unser Ohr, und uhuuuuu! antworteten alle Wände des steilen Tales.

„Fürwahr, er hätte ihn getroffen,
wär' nur der Bock nicht fortgeloffen!

würde Wilhelm Busch wieder sagen. Als wäre er hinter einer jungen Guanaca drein, so geschwind enteilte unser lebender Spiessbraten den Hang hinauf. Das führte allerdings zu weit! Das alte Jägerblut begann in unseren Adern zu wallen und allsogleich wurde beschlossen, der fraglos oben weidenden Herde (der einzelne Bock war nur der Aufpasser) eine entscheidende Niederlage beizubringen. Während Don Otto und Don Sebastian sich an verschiedenen Einschnitten des Berges bis an die Zähne bewaffnet emporschlichen, trabte Don José María auf seiner Mulita eilends nach unten, um den Berg von hinten zu erklimmen und dem Gegner den Rückzug abzuschneiden, nicht ohne sich mit einem entsetzlich langen Waidmesser geschmückt zu haben.

Als Hüter der Tiere blieb Don Carlos im Tal und weil niemand da war, der auf den Wächter aufpasste, schlief dieser an einem warmen

Plätzchen in der Sonne ein... Etwas unsanft wurde er wieder geweckt indem ein grosser Stein neben ihm herunterkollerte. Als er die Augen aufriß, merkte er, dass es schon spät war und der Stein, scheint's, von den absteigenden Kameraden herrührte. Schon tauchten die 3 bärtigen Jägerleute auch auf: müde, vom Wind zerzaust, mit kleinen, überanstrengten Augen, graue Gesichter. Don José, was selten vorkam, seine Mähre am Zügel führend: ein geschlagenes Fähnlein! „Und die Guanacos“, wagte Don Carlos noch harmlos zu fragen. Keine Antwort (ist auch eine Antwort!) „Hast du das Essen fertig?“, fragte nach einer vielsagenden Pause Don Sebastian. „Leider nicht, der Schlaf hatte mich übermannt“, antwortete Don Carlos schlicht.

Schnell ein paar Becher Harina tostada in die durstigen Kehlen, zwar schmeckte der Trank nicht besonders, das mochte am Wasser liegen, aber wir hatten keine Zeit mehr, abzukochen und ritten wieder ins Lager hinauf. Mittlerweile war die Sonne verschwunden, es kam ein hässlicher Wind auf und schwere Wolken deuteten auf nahen Regen.

Nachdem bei einem zwar fleischarmen, doch warmen Abendessen die Ereignisse des Tages noch einer eingehenden Würdigung unterzogen worden waren, und Don José uns die tröstlich-anfeuernde Mitteilung gemacht hatte, dass er dicht am Zelt eine Guanaco-Miststelle entdeckt habe (die Guanacos, die endlose Gebiete täglich durchstreifen, halten sich ganz eigenartigerweise an bestimmte Stellen, um ihren Mist abzuladen), begrüßten wir uns in die molligen Schlafsäcke und schlummerten neuen Taten entgegen.

Don Carlos aber konnte nicht schlummern. Ganz im Gegenteil, er hatte das peinliche Gefühl, als würden einige nackte Frösche in seinem Bauch Wasserball spielen. Kurz, er begab sich nach draussen, um... nun, wozu wird er sich wohl in 4000 Meter Höhe bei kaltem Regen und Wind in stockdunkler Nacht nach draussen begeben? Sein grosser Trost in diesem Zustand war, dass Don Sebastian ihm entgegenseufzte: „Bring mir einen Apfel, ich fühl' mich sauschlecht!“ Wach geworden, verscherte Don Otto zu unserer Erheiterung, dass er sich mitnichten wohl fühle, sondern sich eines eigenartigen Kollerns im Magen „erfreue“, er wolle doch lieber „mal raus“. „Ihr habts gut“, meinte der leidende Don Sebastian nach einiger Zeit, „ich kann mich nicht übergeben, nur ein einziges Mal in meinem Leben bei der Gasvergiftung... ooh huuph...“. Nun muss man wissen, dass der Schlafsack wie eine Art Zwangsjacke wirkt, aus der man nicht mit einem Ruck herauspringen kann. Nach einiger Zeit unterbrach Don Carlos die mittlerweile wieder eingetretene Stille nach dem Sturm mit der schlichten Bitte: „Wenn es dir dann das drittemal in deinem Leben passiert, dann bitte nicht über meinem Rucksack!“

Was war der Grund gewesen? Das Wasser, das wir abends mit unserer Harina tostada (geröstetem Mehl) getrunken hatten, hatte einige abscheuliche Salze enthalten, von deren Wirkung nur Don José verschont geblieben war, weil er — keines getrunken hatte!

„Jetzt sind wir leicht zum Aufstieg“, hiess es am Morgen, also die Gäule gesattelt und ran an den Castillo! So hoch hinauf trugen uns die Tiere, dass Don Otto beim Zurechtmachen des Hochlagers meinte: „Das darf man gar nicht sagen, dass wir so weit mit den Tieren heraufgekommen sind, da ist unsere Erstbesteigung fast zu „billig“. Fidel und munter war am anderen Morgen der Aufstieg. Statt mit abgehetzten harten Mienen und keuchendem Atem sich mühsam und zunftgemäss mit dem Eispickel aufwärts zu schleppen, turnten wir frech an grossen Gletschertischen herum (siehe Bild) und glossierten heiter den „Guanacoschwund“. So eine gemüthliche Erstbesteigung hab ich mein Lebtag nicht gemacht“, meinte Don Se-

bastian. „Jetzt geht es wenigstens noch steil bergauf“, fiel der mit zukünftigen Dingen immer besonders vertraute Don Carlos ein, „aber nachher vom Kamm aus ist es direkt ein Spaziergang vollends auf den Gipfel“. „Viel zu billig für uns harte Leute“, resümierte Don Otto.

Schon war man auf dem Portezuelo, welch ein herrlicher Anblick! Steilst ging es auf die andere Seite hinunter, Gletschertischchen und Penitentes tief unter uns und all die Berge rings um uns! Jetzt noch vollends auf den Gipfel,... das heisst, ohgottogott! das sieht ja finster aus: gähnend tut sich da ein gewaltiger Abgrund auf nach der Spitze zu, und die Felsen sind elend bröckelig. „Das sieht ja beinahe so aus, als...“, begann Don Otto, „da kommt keiner von uns lebend durch“, ergänzt Don Sebastian, „mit anderen Worten, nix wie runter!“, schliesst Don Carlos.

Wehmütig betrachtet am Abend Don Sebastian den grössten Bratspiess der Westküste, der eigens für Guanaco-Braten-Zwecke gebaut worden ist. Mangels zarten, saftigen, bräunlichen Guanacobraten darf sich die Gesellschaft laben an den von Don Carlos gerne verzapften Ausführungen über den Vorteil der pflanzlichen Kost einerseits und den unterschiedenen Nachteilen des Verzehens toter Tiere andererseits. „Nicht nur“, hebt er an, „ist die mit dem Schlachten verbundene Gemütsrohheit der menschlichen Seele abträglich, sondern wir nehmen auch mit dem materiellen Fleisch des tierischen Leichnams niedere tierische Instinkte und Leidenschaften in uns auf, die...“ „Wenn wir nur mehr Guanaco-Instinkte genabt hätten, dann wären wir nicht den falschen Weg auf den Castillo raufgestolpert“, fällt Don Otto ein, der währenddessen recht bedeutungsvoll sein Schiessgewehr putzt, um es bei der nächsten Gelegenheit erfolgreich zu verwenden.

Am nächsten Tag schießt er denn auch auf 450 Meter Entfernung eine Pffirsichbüchse tot (deren Inhalt der Vegetarier vorher in Sicherheit gebracht hatte) und da sie trotz ihres Todesfalles noch im Winde wackelt, erschiesst Don Sebastian noch den Stein, auf dem sie steht.

Ach, die leise Hoffnung von Don Carlos, ganz entgegen seinen wertvollen Prinzipien gezwungenermassen ein zartes Guanacokeulchen schmecken zu müssen, erfüllte sich auf der ganzen Tour nicht. Schon waren wir wieder in Chile, da kreiste ein Kondor mit weisser Halskrause höhnisch über unseren Häuptern. „Don Miguel“, hub Don José an, „hat als guter Schütze 26 Jahre in der Kordillere gejagt und nicht einen einzigen Kondor getroffen“. sa. Otto, nicht faul, tunte vom Gaul, Gewehr an die Wange: bums! Der Kondor unterbricht seinen majestätischen Gleitflug durch ein kurzes Schlagen mit den Flügeln: „auch ich grüsse Sie herzlichst“, scheint er zu sagen. Otto, eisern, schießt wieder: ein erstaunter Flügelschlag: „na, na, na!“. „Da kracht zum drittenmal Ottos todbringende Büchse: Sinkt da nicht der stolze Vogel tödlich getroffen in sich zusammen und fällt in steilem Flug abwärts, wo er in einer Felspartie auf der anderen Seite flügelschlagend hängenbleibt?! Nein, lieber Leser, tut mir leid, der Kondor schwebt langsam weiter, nachdem er drei Male kurz gewunken hat: „intressiert nicht!“, einmal für den Castillo, einmal für den Guanaco-bock und einmal für sich: abgewunken!

Warum schreiben Sie dann: „Geschichte einer Erstbesteigung?“. Nun, eigentlich haben Sie fast recht, aber wissen Sie, es ist eben die Vorgeschichte der Erstbesteigung, die aber zur eigentlichen Geschichte gehört, wie, nun, wie ein totes Guanaco zum Bratspiess. Aber, weil noch keiner auf dem Castillo war, müssen wir die Geschichte eben in Fortsetzungen bringen, also: Fortsetzung und (hoffentlich!) Schluss

in der nächsten Andina!
Auf Wiedersehen!